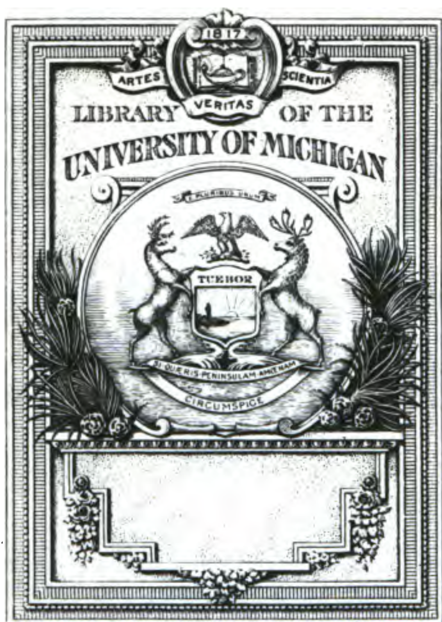

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

J. J. ENGEL'S SCHRIFTEN.

DRITTER BAND.



DER FÜRSTENSPIEGEL.

BERLIN 1802.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

VORREDE.

Die Moral ist für alle Menschen nur Eine: eben die Wahrheiten, die der Sklave *Epiktet* sich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Statthalter und einen Kaiser, für *Arrian* und für *Marc Aurel.* Aber gewisse Anwendungen dieser Moral gehören nur für gewisse Stände, weil sie nur auf die Geschäfte, Verhältnisse, eigenen Vorurtheile und Leidenschaften dieser Stände Beziehung haben. — In eben dem Sinne giebt es eine eigene Moral für das Frauenzimmer und für den Mann, eine eigene für das Alter und für die Jugend.

So wie besondere Sittenlehren, so giebt es auch besondere Erfahrungen von Menschen, besondere praktische Kenntnisse, die für gewisse Stände ganz unentbehrlich, für andere desto unbrauchbarer sind. Wer das Scepter und wer den Pflug, wer den Degen und wer den Richterstab führt, hat jeder seine eigenen Beobachtungen, Grundsätze, Warnungsregeln nöthig. —

Die Absicht bei nachstehenden Aufsätzen ist: jungen Prinzen, und besonders solchen die zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der Vortrag

zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände.

Ist der Ton in manchen dieser Aufsätze spottend, oder selbst bitter; so hat ihn wahrlich weder Muthwillen noch Galle dazu gemacht: bloſs die Wirkung, die der Aufsatz bezielte, hat ihn so vorgeschrieben. Durch zu bescheidene Verschleierung wird keine Scham, und durch zu furchtsame Schonung wird kein Abscheu erregt.

Die einzige pflichtmäſsige Schonung war die: Beispiele von Feh-

lern und Lastern nicht aus der Mitwelt, sondern aus einer schon entferntern Vorwelt zu nehmen.

Übrigens wird man Recht haben, diesen Versuchen vorzuwerfen, daſs sie mehr den Gedanken zu einem Buche geben, als selbst das Buch. Noch weit mehrere Gegenstände hätten können behandelt, und von denen, die vorkommen, hätte so viel mehreres gesagt werden können. Aber wenn die hier gelieferten Aufsätze Beifall finden, so wird das Ermunterung seyn, sie zu vermehren; und wenn sie keinen finden, so war es schon an diesen zu viel.

INHALT.

INHALT.

FÜRSTENSPIEGEL.

Drei Lehren fass' ein Herrscher wohl in's Herz.
Die erste: daſs er über Menschen herrscht;
Die andre: daſs er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: daſs er nicht auf immer herrscht.

Agathon nach Voss.

KRIEGER-EHRE.

»Der Staat, sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, hat zweierlei Mittel, wodurch er belohnt: Metall, und Ehre. Beide werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieser Aufopferungen vertheilt.«

»Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre, groſse Tugenden, groſse Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend.«

»Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger.« — —

Und so hätte denn der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herabsähe? Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schlußfolge auf ihn passen soll, muſs gegen alle Stände die gröſste Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will,

für den Regenten; denn Beides ist Eins. Der Regent ist, nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daſs sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, sowie jeder Stand der Inbegriff aller ihm zugehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn Alle in ihrer Verbindung ihm es werth scheinen sollen, daſs nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger, für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wären sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben; so würde er das Bekenntniſs ablegen: daſs er sein Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbrüder, für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

Darum aber darf er seinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweist, darf er für den seinigen eine noch höhere Achtung fordern. Die Krämerseele, die ihm diese verweigert, weil sie ihren kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskosten des Kriegstandes berechnet, und Blut und Leben eines edlen tapfern Mannes gegen Gold wägt, ist seiner ganzen Verachtung — vielmehr seines ganzen Mitleidens — würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht besser leben; er wählte den seinigen, weil er in ihm den ersten, den verdienstvollsten erkannte. —

Aber wessen Wahl nun nicht aus so edlen Bewegungsgründen geschah? Wen ein stumpfsinniges Vorurtheil, oder Ar-

muth, oder Ungeschicklichkeit zu jedem andern Geschäfte, oder gar Scheu vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein solcher freilich hat der Krämerseele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn ist obige Betrachtung geschrieben. Denn, was den wahrhaft edlen Krieger nie anwandeln wird, das könnte leicht ihn in seiner Einfalt anwandeln: daſs er auf die übrigen Stände geringschätzige Blicke würfe, und dadurch sich diesen Ständen, als selbst geringschätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarei, wo der Krieger Räuber, oder unter zügellosen Despoten, wo er blindes Werkzeug einer willkürlichen Macht ist; da ist von der Ehre desselben ganz und gar nicht die Rede. Er kann hier nur gefürchtet und

geflohen, aber unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieses Standes fällt nur auf den edeldenkenden Patrioten, nicht auf den Räuber, oder den Söldner.

FÜRSTEN - WOLLUST.

Ohne noch auf die Gefahr zu sehen, die aus einem zu groſsen Drucke des Volks für die Regierungen erwachsen kann, wird jeder Regent von einigem Edelmuth wollen, daſs der Geringste im Volk soll leben, und daſs er dann und wann auch des Lebens soll froh werden können. Er wird dem fleiſsigen Arbeiter, dessen saure Mühe die erste Quelle der Nahrung und des Wohlstandes ist, nicht nur für alle Tage sein gutes, reichliches Brot, sondern auch, mit jenem wohldenkenden Könige, für den Sonntag sein Huhn im Topfe gönnen.

Dazu aber wird gehören, daſs sich der Fürst, der Alles was er hat, nur durch

sein Volk haben kann, in seinen Begierden zu mäſsigen wisse; daſs er nicht Forderungen auf Forderungen mache, Abgaben auf Abgaben häufe, sondern für das Vermögen der Unterthanen Achtung und Schonung beweise.

Ein vortreffliches Beispiel, welchem alle Fürsten nachahmen sollten, giebt in dieser Hinsicht *Ludewig der Zwölfte* von Frankreich. Man erzählt, daſs, wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch nur geringe, Last aufzulegen, er es nicht ohne den gröſsten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieses Königs von seiner Üppigkeit und Verschwendung, nie von jener übelverstandenen Groſsmuth her, womit oft Fürsten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tausende haben erarbeiten müs-

sen. Ludewig war, bei aller seiner Herzensgüte, doch nur karg mit Geschenken; er betrachtete das was er von seinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, sondern als fremdes, bei ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu sehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkür zu schalten.

Für diese edelmüthige, oder vielmehr für diese pflichtmäfsige, rechtschaffne Denkungsart hiefs er *Vater des Volks*: eine Benennung, welche die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die bis zur Schwärmerei ging, ihm beigelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt ihm bestätiget hat. —

Kommen Zeiten, in welchen gröfsere Anfopferungen für den Staat nothwendig werden; so wird das geschonte, väterlich behandelte Volk nicht allein fähiger, sondern auch bereitwilliger und freudiger

seyn, sie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieser Aufopferungen nur einsehn; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefordert, seine Schätze, seine Ersparnisse, selbst einen Theil seiner Nothdurft, dem geliebten Fürsten entgegentragen, dessen Erhaltung und Wohl mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins ist. Wenn der patriotische Bürger sein Theurestes was er hat, das Blut seiner Kinder, für sein Vaterland hingeben kann; wie sollt' er Schwierigkeit machen, für den Schutz desselben einen Theil seiner weit geringern Güter zu opfern?

Aber freilich: wenn mitten im Frieden und im Überflusse ein Volk das Elend des Krieges und des Mangels tragen; wenn es sich von demjenigen selbst, der es gegen fremden Raub zu schützen verbunden wäre, soll ausrauben lassen, und

zwar zu Absichten, die auf öffentliches, allgemeines Wohl schlechterdings keine Beziehung haben; wenn es nicht allein jede Freude, sondern selbst die Nothdurft des Lebens, wie in einer belagerten Festung, entbehren soll, damit der Fürst seine sinnlosen Verschwendungen, vielleicht aufserhalb Landes, bestreiten, eine Schaar verächtlicher Ausschweiflinge und Schmeichler besolden, oder in den Schoofs lasterhafter Wollust ganze Haufen des so schwer gewonnenen und noch schwerer entbehrten Goldes hinschütten könne: da muſs nach und nach Kälte, Unzufriedenheit, Erbitterung, Lust zur Empörung, alle Gemüther erfüllen, und Vaterland und Fürst, zu welchen die Liebe sonst so natürlich ist, müssen es endlich kaum mehr werth scheinen, daſs man sich ihrer annehme und sie beschütze. —

Ein guter Fürst wird immer suchen, zweierlei Vortheile zu vereinigen; zuerst: sein Volk mit so wenigen Lasten zu beschweren, als möglich; und zweitens: ihm von dem was es hergiebt, einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beste Fürst wird seyn, wer dies beides am eifrigsten will; der glücklichste, wer es zugleich am leichtesten kann. Zu diesem Können aber wird gehören: daſs ihm sein gutes Gestirn eine ruhige, friedliche Herrschaft verleihe, daſs er von seinen Vätern keine zu groſse, drückende Schuldenlast erbe, und daſs er, bei der Beschränkung seiner eigenen Kräfte, das Glück habe, einsichtvolle, redliche Diener zu finden. Mit diesen Vortheilen, und mit seinem groſsmüthigen Herzen, wird er sich dann eine Quelle öfnen, aus der ihm für sein ganzes Leben

die süſsesten Freuden strömen werden; und wenn er einst nicht mehr ist, so wird er sich ein Denkmaal errichtet haben, an dessen Fuſse auch die spätere Nachwelt ihm noch Dank weinen wird.

Wahrlich! wenn so manche Fürsten sich besser auf die eigentliche höchste Freude des Lebens verständen; sie würden sehr gern alle nur mögliche Ersparungen für sich selbst machen, um desto mehr für Andre zu wirken. Man wirkt nicht besser für sich, als durch dieses Wirken für Andre: denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entsprang, um sich her verbreitet; desto mehr wächst die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an sich selbst, das alle Vergnügungen der Erde nicht geben können, und das nie in der Seele erwacht, ohne sich sogleich als die erste und höch-

ste aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes gestiftete Gute ist gleichsam ein Spiegel, der uns das reizende Bild unsrer eigenen sittlichen Vortrefflichkeit vorhält; ein Bild, dessen Anschauen eine weit feinere, tiefere Wollust gewährt, als das Anschauen der vollendetsten körperlichen Schönheit, die doch nie eignes Verdienst, sondern nur Geschenk der Natur ist. Ein Fürst, der diese Wahrheit verkennt, oder dem es an Muth zu den Anstrengungen und Aufopferungen fehlt, ohne die jenes höchste Glück freilich nicht zu erreichen steht, die aber im Grunde so äuſserst leicht sind, verliert dabei in weit gröſserm Maaſse, als Andre; denn er hatte vor Andern so viel gröſsere Vortheile voraus: einen weit ausgedehntern, freiern Wirkungskreis, und weit mannichfaltigere, kräftigere Mittel zum Wirken. —

Wä-

Wäre denn die Wollust, Einöden mit Leben zu bevölkern, Armuth in Reichthum umzuschaffen, Niedergeschlagenheit zum Frohsinn zu erheitern, Unvermögende zu versorgen, Träge nützlich zu machen, Unwissenden Kenntnisse zu geben; wäre eine so edle, so mannichfaltige Wollust nicht einiger kleinen Entbehrungen werth? Oder wären's auch nur Entbehrungen, wenn jene üppigen, verschwenderischen Hoffeste wegfielen, die immer im Genusse so fade, und im Nachschmakke so ekelhaft sind? wenn die übertriebenen Ausgaben für Hofstaat, Tafel, Garderobe, Marstall, Spieltisch, Jagden, Lustreisen, auf die Hälfte herabgesetzt würden? — Soll das Volk zu jenen wohlthätigen Absichten alles allein geben; so erliegt es unter der Last. Aber, nur die bezeichneten Ersparnisse in die Hand ge-

nommen, und dann die Augen auf die Mängel des Landes umhergeworfen; wie viel wird der Fürst aus ganz eigener Kraft, oder doch mit nur sehr mäſsigen Zuschüssen, ausrichten können! — Dort werden faule, ungesunde Moräste sich in fruchtbare Wiesen verwandeln, die ganze Heerden ernähren; hier, auf diesem trocknern ungünstigern Boden, werden junge für die Nachwelt nutzbare Waldungen keimen, und Reichthum und Schönheit zugleich vermehren. Dort wird ein Strom, der alljährlich die fettesten Felder verheerte, durch Dämme in seine Ufer gewiesen werden; hier werden gepflasterte Heerstraſsen, oder schiffbar gemachte, verbundne Gewässer, dem Handel Ausbreitung und Leben ertheilen. Dort werden Werkstätten emporkommen, wo eigner Fleiſs gewinnt was sonst fremder verschlang;

hier werden Müſsiggänger genöthiget werden, sich selbst zu erarbeiten, warum sie sonst das Mitleid betrogen. Dort werden Lehrer den künftigen Bürger bilden, der ehemals in roher Unwissenheit aufwuchs; hier wird für Alter und Unvermögen sich eine Freistätte öffnen, wo es Obdach, Ruhe, Nahrung und Pflege finde. — Doch wer berechnet das unzählige Gute alle, das durch fürstliche Sparsamkeit, Thätigkeit, Menschenliebe, bewirkt werden kann? Und wer beschreibt die Seligkeit eines Regenten, wenn er die Früchte seiner Sorgen und Arbeiten rings um sich her gedeihen, wachsen, reifen sieht; wenn er die unverdächtigen Gesinnungen seines Volkes wahrnimmt, vor dem er nie erscheint, ohne daſs Alles hinzuströme den allgemeinen Vater und Wohlthäter zu sehn und zu segnen; ohne daſs

Freude und Dank ihm aus jedem Munde entgegenlalle, aus jedem Blicke entgegenstrahle! —

Ein Fürst von solchem Eifer für das gemeine Beste darf dann auch kühnlich von seinen Unterthanen fordern; und sie werden mit Freuden ihm geben. Dies erkannte der unglückliche *Karl* von England, aber zu spät. In dem so merkwürdigen und rührenden Briefe, den er an seinen Sohn aus dem Gefängnisse schrieb, heifst es unter andern: »Du siehst, wie alle Menschen ihr Geld da anlegen, wo es ihnen wuchert; und wenn ein Fürst, gleich dem Meere, die frischen Gewässer welche die Ströme ihm zuführen, nur aufnimmt um sie zurückzugeben, so wird sein Volk nicht murren, sondern sich's zur Freude machen, ihn zu einem Ocean zu erweitern. Diese Betrachtungen, mein

Sohn, können dich zu einem so grofsen Prinzen erheben, als dein Vater ein kleiner ist, und deine Regierung kann um so mehr befestiget werden, je mehr die meinige ist erschüttert worden.«

DER MANN VON ROSS.

Zu *Rofs*, einem Flecken in der Englischen Grafschaft Hereford, lebte noch zu Anfange des jetzt verflofsnen Jahrhunderts ein Edler, dessen ganzes Leben in Freuden der Wohlthätigkeit hinflofs. Sein Name war *John Kyrle;* aber kaum war in der ganzen Gegend dieser Name bekannt: er hiefs bei Alt und Jung anders nicht, als *der Mann von Rofs.*

Eine reinere, von aller Nebenabsicht entferntere Tugend, als die Tugend dieses Mannes war, hat es wohl nie gegeben. So viel er baute, hat er seinen Namen, seine Familie, seine Verdienste, in keiner Inschrift, keinem Denkmaal verewigt. Er fand sich überflüssig belohnt

durch die Zufriedenheit einer Seele, die keine andere Leidenschaft kannte, als Menschenglück zu vermehren, und Menschenelend zu mindern.

Nicht genug, daſs dieser Groſsmüthige einer Menge von Armen wöchentlich ihr Brot austheilte; daſs er alljährlich eine Anzahl dürftiger Mädchen ausstattete, verwaister Knaben in die Lehre gab; daſs er zum Beistande jedes Kranken von dem er hörte, mit Rath und mit Arzeneien bereit war, Streitigkeiten seiner Mitbürger mit Weisheit und Billigkeit schlichtete, und durch beides die ganze Gegend für die verderblichen Menschenarten der Marktschreier und der gewinnsüchtigen Anwalde brotlos machte: — er unternahm auch groſse kostbare Werke, die ohne fürstlichen Aufwand nicht vollbracht werden konnten. Mitten durch ein unweg-

sames Thal liefs er eine bequeme, geräumige Heerstrafse pflastern, sie mit schönen Reihen schattiger Bäume bepflanzen, und Ruhebänke für ermüdete Wanderer in gehörigen Entfernungen setzen. Die nackten Gipfel benachbarter Berge, die eine unangenehme Ansicht gewährten, bedeckte er mit Waldung, leitete frische Quellen in die Ebene, um Menschen und Vieh zu erquicken, und machte durch alles dieses die Gegend besuchter, fruchtbarer, schöner. Der Kirche des Fleckens fehlte ein Thurm: Er, aus seinen Mitteln, baute ihn auf; es fehlte an einem Versorgungshause für Alte und Unvermögende: Er, ohne Beisteuren zu sammeln, liefs den Grund dazu legen, vollendete es, und versorgte die Anstalt mit Einkünften. Noch itzt wird sein Andenken von Greisen und Kranken, die dort Verpflegung finden, gesegnet.

Als der edle, lebenssatte Greis in seinem neunzigsten Jahre entschlief, hörte man in Rofs und in der ganzen Gegend umher laute Klage. Alles drängte sich hinzu, um die Züge des Menschenfreundes noch einmal zu sehen; Alles wollte die erstarrten wohlthätigen Hände noch einmal küssen. —

Natürlich schliefst man aus einer so verschwenderischen Wohlthätigkeit, dafs sie von ungewöhnlichen Reichthümern unterstützt worden sei; dafs dieser Edle entweder zahlreiche Landgüter besessen, oder ausgebreiteten Handel getrieben, oder eigene ergiebige Bergwerke gebaut habe. Aber ganz im Gegentheil war er, nach Brittischem Maafsstabe, so wenig reich, dafs er kaum oder nur eben wohlhabend war; der einzige Vortheil, dafs er in ehelosem Stande und bis zum höchsten Alter

hinauflebte, kam seiner Tugend zu Statten. Sein ganzes jährliches Einkommen war, nach entrichteten Abgaben, mehr nicht, als — fünfhundert Guineen. Mit diesen so eingeschränkten, beinahe dürftigen Mitteln, konnte sparsame Genügsamkeit, im Bunde mit unermüdeter Menschenliebe, solche Wunder verrichten! —

Pope, der in dem dritten seiner moralischen Versuche das Andenken dieses Mannes verherrlicht, ruft aus: »Erröthe, »Gröſse! Falscher Glanz stolzer Höfe, »verschwinde!« Und wahrlich! nicht bloſs erröthen; vor Scham vergehn sollten Fürsten, die, mit so viel mehr Beruf und so viel gröſsern Mitteln zum Wohlthun, auch nicht Ein Denkmaal ihrer Milde und Groſsmuth stiften; die, wenn sie einst in die Gruft hinabfahren, weiter nichts zurücklassen werden, als Flüche von Unterdrück-

ten, Thränen von Gemifshandelten, und — o der Schande! — zu allen hindurchgebrachten Reichthümern noch eine Schuldenlast, die zu tilgen kaum ein halbes Jahrhundert hinreichen wird.

VERSCHWENDUNG.

Jakob der Erste von England verschenkte dreisausend Pfund, die so eben in den Schatz sollten gelegt werden, an einen unwürdigen Günstling; bloſs, weil er diesen Günstling seinem Nachbar zuflüstern hörte: Wie glücklich, wer im Besitz dieses Geldes wäre!

Eben dieser *Jakob* machte, vor übergroſser Freude, daſs er aus einem Könige von Schottland ein König von Groſsbritannien geworden war, zweihundert und drei und siebzig Personen, innerhalb sechs Wochen, zu Rittern. — Ein lustiger Kopf bot, bei dieser Gelegenheit, ein Arcanum zur Stärkung des Gedächtnisses an, um

die vielen Namen der neugeadelten Herren besser behalten zu können.

Es fragt sich: welche von diesen beiden Verschwendungen die gröſsere war; ob die des Geldes, oder die der Titel und Ehrenzeichen?

Jene erstere war im Grunde nicht klein; denn der an Einkünften beschränkte und immer mit Schulden belastete *Jakob* hatte sicher keine so beträchtliche Summe zum Wegwerfen. — Und welcher König auf Erden hat sie? Der reichste wird arm, wenn er alles das Gute überrechnet, das er stiften, die Mängel, denen er abhelfen, die Verdienste, die er belohnen, die Talente, die er ermuntern könnte. Soll ein schmeichlerischer, verdienstloser Günstling wegnehmen, was zu so würdigen, zu so wahrhaftköniglichen Zwecken verwandt werden kann?

Dennoch mögte die zweite Verschwendung, die der Titel und Ehrenzeichen, noch ein wenig tadelnswürdiger seyn. Sie mögte einen noch gröſsern Beweis von jener Schwäche und Unbesonnenheit geben, die in dem Charakter *Jakobs*, und man darf sagen, aller *Stuarte*, ein so hervorstechender Zug ist. — . . .

Wenn alle Menschen den Trieb fühlen, sich vor ihren Mitbrüdern auszuzeichnen, so fühlen ihn vornehmlich die talentvollern, die edlern Menschen: und auf diese kömmt es bei dem Glück einer Regierung immer vorzüglich an. Geld wirkt auf solche Menschen nur schwach; oder wenn es auch auf einige stärker wirkt, so beseelt es doch nie zu so kraftvoller Thätigkeit, zu so glühendem Eifer, als Ehre. Ehre daher ist das edlere, höhere

Belohnungsmittel, das weit sorgfältiger, als Geld, geschont werden muſs.

Ferner: was von Gelde übrig bleibt, oder was vielleicht noch künftig hinzu erspart werden mag, das behält, trotz des weggeworfenen, seinen Werth, und kann noch immer zu allen den Zwecken dienen, die mit Gelde erreichbar sind. Wie ganz anders ist das mit Würden und Ehrenzeichen! Wenn diese nicht mit der sparsamen Hand einer *Elisabet*, der Vorgängerinn *Jakobs*, ausgetheilt werden, so sinkt ihr Werth immer tiefer und tiefer, und wird am Ende zum völligsten, entschiedensten Unwerth. An ganze Schaaren von Menschen diese Ehrenzeichen auf einmal wegwerfen, heiſst vollends, sie wie falsche Münze verrufen. Welcher Mann von feinerm Ehrgefühl, wenn er nicht aus

innern höhern Beweggründen dem Staat seine Kräfte opfert — und solcher Edlen giebt es zu allen Zeiten nur wenig — wird die Ruhe von nur Einer Nacht entbehren wollen, um sich eine Auszeichnung zu verschaffen, die keine mehr ist? um mit einem Sterne oder einem Kreuze zu prunken, womit schon jede Hofschranze, jeder unbärtige Knabe herumläuft? — Was zu ausgezeichneten Verdiensten ermuntern soll, das mufs auch nur an solche gegeben werden; und weil Verdienste, von Vielen erworben, nicht mehr ausgezeichnet seyn würden, so kann es immer nur an sehr Wenige kommen. —

Welchen Werth auch eine ganz kleine Gabe durch ihre Seltenheit und durch die kluge Auswahl der Theilnehmer erhalten könne, erfuhren einst die Korinthier, als sie *Alexandern* ihr Bürgerrecht über-

überreichten. Der König lächelte über die Geringfügigkeit des Geschenks. »Wisse,« sagte einer der Abgeordneten, der sein Lächeln bemerkte: »seit dem *Herkules* bist du der Erste, dem wir unser Bürgerrecht gaben.« Auf diese Erklärung, nahm es der Welteroberer mit Freude und mit Hochachtung an; er sah nun nicht mehr, wie sich *Seneca* etwas kostbar ausdrückt, auf die, die gaben, sondern auf den, dem sie gegeben hatten. —

Hätte *Jakob* zu jenen Zeiten gelebt, wo es den Königen noch darauf ankam, den Trotz des Adels zu brechen und den Stolz der Ritter zu demüthigen; so wollten wir sein Verfahren für einen Beweis von Staatsklugheit nehmen. Eben das war zur Erreichung jenes Zwecks ein höchstwirksames Mittel, daſs man die Zahl der Ritter, ohne Rücksicht auf rühmliche Tha-

ten und Eigenschaften, die ehemals allein zu diesem Stande geführt hatten, in's Unendliche mehrte. Der Edelmann von echtem Stolze erröthete nunmehr, sich einem Stande zuzugesellen, den er so schändlich entweiht sah; er fing an zu verachten, was seine Ahnen ehemals mit so bewunderns-würdiger Anstrengung, als eine Ehre, die selbst die königliche übertraf, sich errungen hatten. — —

Man preist an *Jakob* einstimmig, daſs er ein sehr unterrichteter, ein gelehrter Herr war; aber wohl nicht immer muſs ein gelehrter Herr auch ein kluger seyn. Denn es wäre sonst unbegreiflich, wie *Jakob* so offenbar und so freiwillig an einem Vermögen hätte verarmen wollen, das für Regenten von so unschätzbarem Werth ist: an dem Vermögen, zu ermuntern und zu belohnen.

FREUNDSCHAFT.

Wer zuerst den Ausspruch that, dafs Fürsten keinen Freund haben können; der mogte eine sehr gute, aber er konnte auch eine sehr boshafte Absicht haben. Jenes, wenn er die Fürsten aufmerksam auf die Fehler machen wollte, wodurch sie sich selbst des höchsten Erdenglückes berauben: auf ihren Leichtsinn, ihren Stolz, ihren Eigenwillen; dieses, wenn er sie gegen die Menschheit erbittern, und sie das gar nicht zu suchen bereden wollte, was doch einmal für sie nicht zu finden wäre.

Lafst einen Fürsten eine theilnehmende, edle, offne Seele besitzen; lafst ihn mit allen den Liebenswürdigkeiten des Geistes und des Charakters geschmückt

seyn, die jenes schöne Band unter den Menschen zu knüpfen dienen: warum sollte nur Er seine Arme der Freundschaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Wesen da seyn, das sich mit Freuden hineinwürfe?

Wahr ist an jenem Ausspruche nur das: daſs Fürsten, auch wenn sie selbst durch keinen Fehler des Charakters sich der Freundschaft unwürdig machen, dennoch mehr Schwierigkeiten, als Andere, finden, einen wahren Freund zu besitzen. Zu ihnen hin drängt sich Alles, und der Eigennützige eifriger als der Edle; während zu dem Privatmanne weit eher nur der sich anfindet, den eine gewisse Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr als Unterscheidungsgabe, es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem ver-

mischten Haufen, wo ein jeder die Miene der wärmsten Anhänglichkeit heuchelt, nicht fehl zu greifen, nicht den Falschen mit dem Rechtschaffnen, den bloſs angenehmen Gesellschafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freund zu verwechseln.

Und wenn nun auch wirklich ein Fürst so glücklich war, die beste, richtigste Wahl zu treffen; wie soll er sich die Überzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeschmack seines Glücks verschaffen? wie unterscheiden, was aus Freundschaft, und was aus Eigennutz; was um sein selbst, und was um der Vortheile willen geschah, die mit seiner Zuneigung verknüpft sind?

Sei es, daſs der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt; daſs er wohl gar, wenn solche Vortheile ihm angetragen werden, sie als

überflüssig für seine Zufriedenheit ablehnt: giebt das einen sichern, zweifelfreien Beweis seiner Gesinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluſs, die der bloſse nähere Umgang mit dem Fürsten verschafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug seyn, und hinter dem Schein von Uneigennützigkeit kann der höchste Eigennutz sich verbergen.

Aber wenn nun der Freund, bei wichtigen Anlässen, nicht etwa nur dem Staate, sondern unmittelbar der Person des Fürsten sehr groſse, vielleicht sehr gefahrvolle Dienste leistet? — Mögen diese Dienste so groſs, und so gefahrvoll seyn, als sie wollen! Mit einiger Menschenkenntniſs — denn so nennt man ja gern den Unglauben an Tugend und Rechtschaffenheit — lassen sie sich alle verdächtig machen.

Groſse Dienste fordern groſse Belohnungen; und wer diese zu ertheilen hat, ist der Fürst. Woher nun entscheiden, ob der Dienstleistende mehr den Fürsten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte? — Es ist, sagt man, ein wahrhaft wohlgesinnter, uneigennütziger, vortrefflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloſs aus patriotischer Anhänglichkeit an den Staat handelte, dessen Schicksal mit dem Schicksale des Fürsten so innig verwebt ist? Vielleicht, daſs eben der Fürst, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr seines Lebens herausriſs, ihm für seine Person äuſserst gleichgültig war, ja, daſs er eben ihn unter allen Menschen zuletzt zum Freunde würde gewählt haben, wenn nicht der Gedanke: Es ist der Fürst! ihn anders gestimmt hätte. — Oh-

ne persönliche Anhänglichkeit aber und ohne wahre herzliche Theilnahme giebt's keine Freundschaft. Nicht, wie *Kraterus*, nur den König; auch, wie *Hephästion*, den Mann, muſs man lieben: dann ist man Freund *Alexanders*.

Wer so grübeln will, grüble! Das Gefühl, eines Freundes werth zu seyn, und ein gewisser innerer Sinn für Freundschaft, der sich weder beschreiben noch mittheilen läſst, der aber mit der Untrüglichkeit jedes andern Sinnes seine Gegenstände zu fassen weiſs, wird alle solche Grübeleien verscheuchen, und den verbindlich gemachten Freund mit voller Wärme des Dankgefühls in die Arme des verbindenden werfen.

Als im Treffen bei Steenkerken der Herzog von *Vendome* sich zu tief in's Feuer wagte, sah er auf einmal seinen

Kammerdiener *Campistron* an seiner Seite. — »Was wollt Ihr?« fuhr der Herzog ihn an. — »Ihnen sagen, daſs Sie hier fort sollen, gnädiger Herr; hier ist Ihr Ort nicht.« Ton und Miene des ehrlichen Mannes verriethen seine innere Empörung. — Gesetzt, daſs auch bei diesem Zuge von Ergebenheit, so rein er aus dem Herzen zu kommen schien, noch eigennützige Absichten möglich waren; würden wir es dem Herzoge vergeben können, wenn er selbst so etwas geargwohnt hätte? In der Hitze des Kampfs mogt' er den ehrlichen *Campistron* seiner Wege weisen — und das wird er um so eifriger gethan haben, je mehr ihm seine Treue gefiel; — aber wenn er bei der Rückkehr in's Zelt, ihm nicht einen herzlichen Händedruck gab, und nicht eine Thräne im Auge ihn sehen lieſs, so wer-

den wir ihn nicht werth achten, daſs er ein Prinz war. —

Nach ganz entschiednen, unumstöſslichen Beweisen von Freundschaft werden sich Fürsten wohl schwerlich sehnen. Sie müſsten da erst in Lagen kommen, die ihnen unmöglich gefallen könnten; müſsten, wie *Karl* von England, auf den Tod gefangen sitzen, oder, wie *Anton* von Portugal, ohne Hoffnung der Wiedereinsetzung entthront seyn. Wenn Liebe erst so gefährlich wird, als sie gegen jenen durch die Erbitterung eines fanatischen Volks, gegen diesen durch den Haſs und die Meuchelmörder *Philipps* es wirklich war; dann sind doch wohl endlich ihre Äuſserungen über allen Verdacht der Falschheit erhaben?

Hamilton, der für die Sache *Karls* sein Auſserstes gewagt hatte, und jetzt zu

Windsor gefangen saſs, fand Mittel vor den unglücklichen König zu kommen, als dieser, auf dem Wege in sein letztes Gefängniſs, durch eben jenen Ort muſste. — »Mein liebster Herr!« sagte *Hamilton*, und stürzte, voll der innigsten Rührung, dem König zu Füſsen. — »Ihr habt mich wahrhaft geliebt!« erwiederte *Karl*, indem er ihn aufhob, um die Herzlichkeit dieses Zeugnisses durch eine Umarmung zu bestätigen. Man riſs den König hinweg, und *Hamiltons* Augen schwammen in Thränen. — *Karl* verdiente einen so schönen Liebesbeweis; denn er selbst hatte, bei dem Anblick eines Mannes, der um einen andern seiner Freunde, um den ermordeten Ritter *Karl Lukas*, in Trauer war, einen Strom von Thränen vergossen. Ein Tribut, sagt *Hume*, den kein einziger von seinen eigenen auſserordent-

lichen Unglücksfällen ihm hatte abzwingen können! —

Die Inschrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugiesen *Diego Botelho* liest, gehört zu den rührendsten, die man hat. — König *Anton* hatte seine Ansprüche auf die Portugiesische Krone gegen die Macht *Philipps* von Spanien nicht durchsetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren, und mufste, nach erlittenem unsäglichen Ungemach, sich noch sehr glücklich schätzen, aus seinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieser Flucht, und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller seiner Leiden und Gefahren, war eben oberwähnter *Botelho*. Die Grabschrift sagt uns: dafs er ursprünglich aus königlich-böhmischem Blute abgestammt sei; dafs er Haupt der portugiesischen

Familie seines Namens gewesen; daſs er Vaterland, Freunde, Gattinn, Kinder, Alles, für seinen König verlassen, und daſs er durch keine Bitten, durch keine versprochenen Ehrenstellen und Belohnungen sich zur Rückkehr in's Vaterland habe bewegen lassen. Nach dem Tode des Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Asche desselben getreu. Er ging auch da noch in sein Vaterland nicht zurück, sondern behielt seinen Aufenthalt zu Paris, weil dort *Anton* begraben lag; und das letzte Wort seiner erstarrenden Lippen war: daſs seine Gebeine nirgend anders, als neben den Gebeinen seines Freundes und Königes, ruhen sollten.

WAHRHEIT.

Wenn man Niemanden lobt, weil er seinem eigenen Vortheile nachgeht; so, scheint es, sollte man auch Fürsten nicht loben, weil sie sich's gefallen lassen Wahrheit zu hören. Wahrheit ist ja Licht auf dem Lebenswege; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finsternifs, wandeln?

Gleichwohl ist es nur zu gewifs, dafs die meisten Menschen dieses Licht wenig achten, ja dafs sie es tausendmal lieber auslöschten, wo es ihnen gerade am nützlichsten werden könnte: bei Beleuchtung ihrer eigenen Irrthümer und Fehler. Fremde Thorheiten geben ein allerliebstes Ge-

spräch, bei welchem die Eigenliebe sich auf's angenehmste gekützelt fühlt; aber eigene Thorheiten müssen, um's Himmels willen! nicht mit zur Sprache kommen, oder die Unterhaltung wird auf einmal höchst geschmacklos, und widerwärtig. Ein *Diogenes* ist ein spafshafter, vortrefflicher Mann, solange er die Laterne gegen Andere richtet; er wird unerträglich, sobald er sich umkehrt, und uns selbst unter die Augen leuchtet.

Wer die Menschen genauer kennt, und wem daran gelegen ist ihre Gunst zu besitzen; der wird auch durch ihre dringendsten Aufforderungen nicht leicht bewogen werden, ihnen Wahrheiten zu sagen. Er wird sich erinnern, wie es dem armen *Gil Blas* mit seinem Gönner, dem Erzbischofe, und dem guten *Sheridan* mit seinem Freunde, dem Dechanten, erging. —

Wenn Prinzen, im Punct des Tadels, noch ein wenig zärtlicher und empfindlicher, als andre Menschen, erscheinen; so sind sie in gewisser Absicht zu entschuldigen, und in andrer sogar zu rechtfertigen. Zu entschuldigen, insofern der sie umgebende Haufe, und besonders der adliche, der ganz ausdrücklich dazu erzogen wird, sie von ihrer Kindheit an nichts als Lob und Bewunderung, auch für die seichtesten Urtheile und die thörichtsten Einfälle, hat hören lassen. Zu rechtfertigen, insofern sie, um ihr nothwendiges Ansehen zu schützen, es nicht wohl dulden können, daſs man zu sehr auf den Fuſs der Gleichheit mit ihnen lebe, oder wohl gar, wie es bei freierm Tadel der Fall scheint, sich in der Eigenschaft eines Lehrers und Sittenaufsehers über sie hinaussetze. —

In

In ältern Zeiten hatten die Fürsten den Vortheil, daſs sie manche ihnen nützliche Wahrheit von ihrem Hofnarren hörten, und daſs dabei ihre Würde durch die Verächtlichkeit eines Menschen gedeckt ward, der bloſs zum Spaſsmachen da schien, und dem man, weil gegen ihn so gar Manches erlaubt war, auch seinerseits etwas erlauben muſste. — Wenn jener Narr den Namen seines Königs, *Alphonsens* von Arragonien, in sein Narrenverzeichniſs eintrug, weil dieser König einem sehr unsichern Menschen eine sehr ansehnliche Summe vertraut hatte; oder wenn *Kunz von der Rosen* Kaiser *Maximilian* seinen Vetter hieſs, weil er doch gewiſs aus eben der Arche *Noah* abstamme, in welche der Kaiser seinen Stammbaum hatte hinaufführen lassen: so waren das Einfälle, die wegen des Cha-

rakters der Urheber mehr Lachen als Zorn erregten, und die denn doch nicht ermangelten, im Stillen ihre Wirkung zu thun.

Ob von den heutigen Höfen der Narr so ganz verschwunden sei, wie es scheint, läſst sich bezweifeln. Aber Kappe und Kolbe, diese ehemaligen Insignien der Narrheit, sind doch wirklich verschwunden, und es ist nur Schade, daſs der Muth zum Wahrheitsagen ihnen scheint nachgewandert zu seyn. Die Eitelkeit, und der gute Geschmack, wovon die erstere vielleicht noch mehr als der letztere sich verfeinert hat, lassen nicht hoffen, daſs jenes nützliche Ämtchen je, nach seinem vollen Umfange, wieder hergestellt werde. Um so mehr müssen wir wünschen, daſs die Weisheit an den Höfen immer höher steigen und einen Grad er-

reichen möge, der die Narrheit, die ihr sonst zuweilen aushelfen musste, entbehrlich mache.

Indess, wenn auch dieser Wunsch in Erfüllung geht; so wird doch bei blossen Erdengöttern, wie man die Fürsten genannt hat, die Weisheit wohl nie so hoch steigen, dass ihre Einsicht in jedem Falle die richtigste, ihr Entschluss überall der vortrefflichste wäre. Und so wird es, wie viel sie auch Weisheit besitzen mögen, immer den besten Theil davon ausmachen, dass sie fremde Einsichten schätzen und also Widerspruch ertragen, fremde Rechtschaffenheit ehren und also Erinnerungen annehmen lernen. Es ist ein so wahres und in einem königlichen Munde ein so schätzbares Wort, was einst *Heinrich der Vierte*, in Gegenwart *Sülly's*, zu seiner Gemahlinn sagte: »Sehen Sie,

meine Liebe! es giebt keinen so richtigen Verstand und keinen so rechtschaffnen Charakter, daſs man nicht schwer damit zu fallen in Gefahr wäre, wenn nicht gleich beim ersten Straucheln der gute Rath treuer Diener und wohlmeinender Freunde zu Hülfe käme.« —

Der Unannehmlichkeit, seine Würde beim Widerspruche verletzt zu sehen, kann ein Fürst dadurch ausweichen, daſs er Freimüthigkeit seinen Dienern willig erlaubt, ja sie ihnen zur Pflicht macht. Ein ehrerbietiger Widerspruch — denn ehrerbietig allerdings muſs er seyn — giebt alsdann keinen Beweis von Kühnheit mehr, sondern einen Beweis von Gehorsam. — Zwar legt der Fürst, indem er die Erlaubniſs zum Widerspruche giebt, das stillschweigende Bekenntniſs ab: daſs er nichts als ein sterblicher, dem Irrthume unter-

worfener Mensch ist; aber daſs er kein Gott ist, weiſs man schon ohnehin, und sich für einen bloſsen Menschen zu geben, ist ehrenvöller, als sich für einen Sohn *Jupiter Ammons* zu halten. *Heinrich* erscheint uns gewiſs nicht nur liebens- sondern auch hochachtungswürdig, wenn er den Abgeordneten des Pariser Parlements mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit sagt: »Ich bin nie unzufrieden über Einwendungen, die man mir macht; ich ändre vielmehr meine eigne Meinung sehr gern, sobald ich eine fremde für besser erkenne. Keiner von Euch würde mir darum miſsfallen, weil er mir frei heraus sagte: Sire, was Sie vorhaben, ist etwas höchst Ungerechtes.« —

Doch in Geschäften, und überhaupt, wo es nur auf Meinungen ankömmt, ertragen Fürsten einen bescheidnen Wider-

spruch noch ziemlich gern, sie müſsten denn schon leidenschaftlich Partei genommen haben, oder auſserordentlich viel Stolz und Eigenwillen besitzen. Manchem zu widersprechen, mögte auch gar nicht angehn, weil er leider! keine Meinungen hat. Das eigentliche Verdienst, in Hinsicht der Achtung für Wahrheit, hat erst derjenige Prinz, der Vorstellungen über seine persönlichen Fehler, Schwachheiten, Leidenschaften duldet, ja der sich geradezu kann erinnern und tadeln hören, ohne deswegen ungehalten, oder um standesmäſsig zu reden, ohne ungnädig zu werden.

Daſs diese Freiheit etwa nur Einem, oder doch nur sehr wenigen Auserwählten zugestanden werden kann, leuchtet ein: Verdienst, Ansehen, Alter, nähere Verhältnisse mit dem Fürsten, müssen

dazu berechtigen; aber irgend Einen muſs denn dieser doch haben, dem er Freimüthigkeit nicht etwa nur zu gute halte, sondern sie als Liebesdienst von ihm fordre. — Man wird sagen, daſs ein solcher Vertrauter schwerlich zu finden seyn wird; aber wenn man Recht hat, so ist die hauptsächlichste, wo nicht einzige, Ursache die: daſs man schwerlich ihn sucht. Sei der Prinz nur ein *Heinrich*, der Offenheit fordre, und Offenheit schätze; so wird sehr wahrscheinlich auch ein edler, ehrwürdiger *Sülly* da seyn, von dem er ohne Erröthen sich, wo er irrt, darf zurechte weisen, und wo er strauchelt, darf unter die Arme greifen lassen. Liebt er aber dergleichen Hülfsleistungen nicht, und fordert er für seine Person jene übertriebene Ehrfurcht, welche die Spanische Etikette für die Person der Königinn vor-

schreibt; nun, so muſs er dann auch zufrieden seyn, wenn sein Roſs ihn schleift, ohne daſs irgend jemand herzueile, der ihm den Fuſs aus dem Bügel ziehe. —

Wie viel *Heinrich* von seinem *Süllÿ* hören konnte, und wie sehr er die Freimüthigkeit dieses vortrefflichen Dieners schätzte; davon finden sich in den Denkwürdigkeiten des Letztern so angenehme, als überzeugende Proben. Er konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja sogar zornig werden; aber immer war das Ende dieses Zorns, daſs seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. »Es giebt der Narren,« sagte er einmal, »die sich einbilden, wenn ich mit Herrn *von Süllÿ* gespannt bin, daſs das lange dauren soll; aber sobald ich erwäge, daſs er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten

und um meiner eigenen Ehre willen, so gewinn' ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen.« —

In dieser und andern ähnlichen Äuſserungen hört man ohne Zweifel den guten und wohlgesinnten, aber nicht auch den weisen und glücklichen König? — Zwar weise hätte *Heinrich* noch etwas mehr seyn können, wenn er den Ermahnungen seines *Sülly* öfter gefolgt wäre; aber glücklicher kann man sich ihn unmöglich denken, als in Augenblicken der vertraulichsten Herzensergieſsung gegen einen Mann, der mit jedem Blicke und jedem Worte ihm sagt, wie so innig er Theil an ihm nehme. Gewiſs zählte auch *Heinrich* selbst diese Augenblicke zu seinen schönsten, und fühlte sich überreichlich für die kleine Verläugnung entschä-

digt, die sie seinem Stolze zuweilen kosten mogten. Diese Verläugnung zu üben, hatte er in eben der Schule gelernt, worin er noch sonst so viel Gutes und Grosses lernte: in der Schule des Unglücks. Aber sollte denn Weisheit, nicht auch mitten im Glücke, zu dieser Verläugnung führen können, wenn ein so süſser und herrlicher Genuſs, als der Genuſs der Freundschaft, der Preis ist? Oder wäre vielleicht diese Freundschaft, mit der ganzen Weisheit selbst, so fest an das Unglück gekettet, daſs sie davon durchaus nicht zu trennen wäre?

ANSTAND.

So wie jedes Alter und jedes Geschlecht, so hat auch jeder Stand sein ihm eigenes Schickliche, sein Decorum. Dies ist so wahr, daſs selbst der Narr von Profession keinen Unterschied macht. Er erscheint als zwiefacher Narr, wenn er sich ein Ansehen geben, eine Würde behaupten will, die mit seinem bekannten Charakter in Widerspruch steht.

Gundling, der am Preuſsischen Hofe, trotz des goldnen Schlüssels den er trug, nichts als der Lustigmacher war, vermehrte das Lächerliche seiner Person durch seine hochmüthige, verachtende Miene, durch seinen pathetischen feierlich abgemessenen Gang, durch seine lang herab-

hangende spanische Knotenperücke. Man würde sich seltner an ihm gerieben und ihn weniger bitter verspottet haben, wenn er sich in seine Lage hätte finden und gute Miene zu schlechtem Spiel machen können. —

Das Schickliche, wie sich schon hieraus abnehmen läſst, ändert sich nach Verschiedenheit der Personen unendlich ab; aber die Regel desselben ist doch nur Eine: Übereinstimmung des äuſsern Betragens mit einem solchen innern Charakter, als entweder schon die Natur ihn angiebt, oder doch das sonstige bekannte Verhältniſs eines Menschen ihn schlieſsen läſst.

Warum wird ein Weib verlacht, wenn es die Fäuste keck in die Seiten stämmt, oder mit ausgreifendem Schritt und von sich geschlendertem Arm einhergeht? War-

um ein Mann, wenn er Schminke und Schönpflästerchen auflegt, oder ängstlich vor einem Frosch, einer Spinne davonläuft? — Warum macht sich ein Krieger verächtlich, wenn er seinen Putz zu sorgfältig wählt, oder wohl gar von Ambra und wohlriechenden Wassern düftet? und warum ein öffentlicher Volkslehrer, wenn er zu muthwilligen Scherz treibt, oder sich von wilden heftigen Leidenschaften hinreiſsen läſst? —

Weil wir immer wollen, daſs der Mensch das seyn soll, was entweder die Natur aus ihm haben will, oder wozu ihn Wahl, Geburt, Umstände bestimmt haben. Weil wir daher von dem Weibe wollen, daſs es nachgebend und sanft; von dem Manne, daſs er edeleinfach und muthvoll; von dem Krieger, daſs er gesetzt und abgehärtet; von dem Volksleh-

rer, dafs er bescheiden und dafs er Herr über sich sei. —

Was für ein Äufseres einem Fürsten anstehen könne, läfst sich hiernach ohne Schwierigkeit aus seinem Beruf, seiner Bestimmung, finden. Er ist der erste Beschützer, Gesetzgeber, Richter, Sittenaufseher des Volks. Alle diese so wichtigen, grofsen Verhältnisse deuten auf hohe Bildung, auf Weisheit, auf Männlichkeit hin; und das Bewufstseyn derselben kann unmöglich anders, als der Seele, wenn sie einigermafsen denkt und fühlt, eine gewisse Erhebung geben. Unsre erste, unnachlafslichste Forderung an einen Fürsten ist daher: Würde.

Diese Würde kann überspannt, oder vielmehr, der Ausdruck derselben kann verfehlt, kann vergriffen werden; wie denn *Philipp der Zweite* von Spanien

und der Sohn des grofsen *Constantins* ihn vergriffen. Die wahre Würde zeigt sich weder in der verachtenden Kälte des einen, noch in der unbeweglichen Steifheit des andern; sie bindet sich vielmehr äufserst gern mit Freundlichkeit, mit Güte, mit Anmuth: und wenn diese letztgenannten Eigenschaften eine so grofse, siegende Gewalt über die Herzen haben, so kömmt das weit weniger von ihnen selbst, als von der Würde, die sich ihnen beigemischt hat.

Indefs, wenn doch einer von beiden Fehlern seyn soll; so ist der Fehler der Übertreibung der Würde noch unendlich erträglicher, als der ihrer zu grofsen Vernachläfsigung. Ein Volk kann nicht tiefer gekränkt und nicht empfindlicher beschämt werden, als wenn es in seinem Fürsten, den es zu verehren verpflichtet

ist, und den es auch wirklich zu verehren, wegen Erhabenheit des Amtes sich kaum entbrechen kann, bald einen verzärtelten Weichling, bald einen possenhaften Tändler, bald einen rohen zügellosen Wüstling gewahr wird.

Das sind harte Benennungen: in der That; aber man urtheile, ob sie in Vergleichung mit dem verächtlichen Betragen so mancher Fürsten nicht noch viel zu schwach, viel zu schonend und sanft sind. Aus den neuern Zeiten darf man sich nur des einzigen *Heinrich des Dritten* von Frankreich, und aus den ältern nur jener Miſsgeburt des Menschengeschlechts, des Kaisers *Nero*, erinnern.

Welch ein König, dieser *Heinrich der Dritte* von Frankreich! In seinem Geschmacke sich zu kleiden, zeigt er sich, als ein Weib; in seinen Liebhabereien,

als

als ein kleines, spielendes Kind; in seinem Umgange und Ergötzlichkeiten, als ein wilder, schamloser Jüngling. Wie mag die Galle so manches ehrliebenden Franzosen innerlich gesprudelt haben, wenn er sich unter den Befehlen eines so lächerlichen, eines so wahrhaft verächtlichen Halbmannes dachte!

Der Kopfputz *Heinrichs* war ganz von den Hofdamen entlehnt: eben die Art, das Haar in den Nacken hinab und wieder gegen den Scheitel zurückzuschlagen; eben das kleine sammetne Käppchen, und eben die niedlichen kleinen Locken um dies Käppchen herum! Sein Latz war in gleichem Geschmack: mit eben den drei Kragen geziert, die damal beim Frauenzimmer gebräuchlich waren; auch weit genug offen stehend, daſs man die nackte Brust und zugleich eine Perlenschnur se-

hen konnte, die er vom Halse herabhangen hatte. Die Beschäftigung dieses Weichlings war seines Anputzes würdig: er schnitt Bilderchen aus, die er an den Wänden seiner Gemächer umherklebte; oder er begab sich, in Begleitung seiner geliebten, ihm in Kleidung und Sitten vollkommen ähnlichen Günstlinge, mitten unter seine Hunde, Affen und Papageien, an deren Anschaffung und Unterhalt er, Jahr für Jahr, an die zwei Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit diesen Thieren war ihm so zur Gewohnheit und zum Bedürfniſs geworden, daſs er sie, mit dem ganzen dazu gehörigen Personengeschlepp, überall, auch auf seinen Reisen mitnahm; ja gegen die Hunde ward er zuletzt so äuſserst zärtlich, daſs er sich ein rundes Körbchen an die Schärpe befestigen lieſs, und in diesem Körbchen

immer einige der niedlichsten Schoofshündchen liegen hatte, die seine königliche Hand nicht müde ward, unter tausend süfsen Benennungen zu streicheln und zu liebkosen.

Dieser läppische, verächtliche Nichtsthuer *Heinrich* war indefs bei weitem der befsre *Heinrich:* der schlimmere warf sich, zur Carnevalszeit, mit dem ganzen nichtswürdigen Gefolge seiner Lieblinge, in Masken; durchschwärmte, bald zu Pferde und bald zu Fufs, unter tausend Kindereien und Possen, die ganze Hauptstadt; brachte nicht allein bei Tage alle Strafsen in Aufruhr, sondern brach auch bei Nacht in das Innere der Wohnungen ein; störte die Ruhe der Familien und das Vergnügen der Gesellschaften, beschimpfte, beleidigte, mifshandelte Alles, was er ansichtig ward. — Da es sein Ge-

wissen ihm vorhielt, dafs mehrere dieser Unanständigkeiten auch Sünden wären, die dem Heil seiner Seele Gefahr brächten; so war er schlau genung, dafs er sie bei dem Himmel durch gewisse andere Unanständigkeiten wieder gut zu machen suchte. Frankreichs König zog einen Pilgerrock an, und wallfahrtete an heilige Örter; Frankreichs König warf einen Sack um, und trug an seinem Gürtel hier eine Geifsel, dort einen Rosenkranz, dessen Korallen zu lauter kleinen Todtenköpfen geschnitzt waren; Frankreichs König trieb sich in allen Klöstern umher, machte zu Fufs alle Processionen mit, stiftete, zur Erbauung des Volks, eigene Brüderschaften von Büfsenden.

Dafs er durch diese Gaukelwerke weder sein Volk noch die Nachwelt versöhnt hat, zeugt die Geschichte. Er hat

auf die Schande eines höchstverächtlichen Weichlings noch die eines abergläubischen Phantasten, eines schwärmerischen Andächtlers gehäuft. —

Allein so viel auch Paris an diesem seinen *Heinrich* gesehn hat; so hat doch Rom, welches die ganze übrige Welt im Ungeheuren, wie im Großen, hinter sich läßt, an seinem *Nero* noch etwas mehr gesehen. Es ist unmöglich, zu dem Sittengemälde dieses Nichtswürdigen den Pinsel nur aufzuheben, ohne daß die Scham sich abwende und Schonung fordre; einige einzelne Züge aus diesem Gemälde werden genug seyn müssen.

Und so denke man sich denn diesen ersten Mann seiner Zeit, diesen Beherrscher Roms und fast der ganzen bekannten Erde, wie er, in Sklavenkleider gehüllt, unter Begleitung einer Bande

von Nichtswürdigen, alle Strassen durchschweift, sich in öffentlichen Wirthshäusern und gemeinen Badstuben herumtreibt, seine Begleiter ungeahndet rauben und plündern läſst, schimpfliche Wunden im pöbelhaften Handgemenge davon trägt, und von dem Gemahl einer edlen Römerinn, die er zur Nachtzeit auf der Straſse anfällt, so empfindliche körperliche Züchtigungen empfängt, daſs er ganze Tage das Zimmer hüten muſs, und beinahe sein Leben darüber einbüſst.

Oder man denke sich diesen glorreichen Imperator, wie er als Schauspieler und Sänger und Citherschläger, zuerst zwar nur in Privathäusern und vor Personen von Rang und Ansehen, dann aber auch öffentlich auf der Schaubühne des Volks, und im Angesichte des ganzen versammelten, ja ausdrücklich dazu ein-

geladenen Pöbels auftritt. Um ihn herum steht eine Cohorte seiner kaiserlichen Leibwache, und eine Anzahl der vornehmsten Kriegsbedienten: aus ihrer Mitte und vor den Augen derselben tritt er schamlos hervor, gesellt sich zu der Bande der gemeinen Citharschläger und Sänger, unterwirft sich demüthig jeder Regel, welche die Ehrerbietung gegen die Zuschauer vorschreibt, sinkt fast nieder vor Ohnmacht, aber wagt es nicht, nur einen Augenblick sich zum Ausruhen zu setzen, steht dann endlich mit gebeugtem Knie vor allem Volk, und erwartet mit aufgehobnen, flehenden Händen das Urtheil. Der gegen die Scham schon abgehärtete Römer jauchzt Bewunderung und Entzücken; der durch Zufall anwesende gesittetere Einwohner der Freistädte oder entfernter Provinzen steht er-

staunt, unwillig, erbittert: seine Zunge und seine Hände schweigen, aber die Schläge der überall vertheilten Soldaten wissen sie in Bewegung zu setzen. — Trunken von dem überströmenden Beifall eilt der gekrönte Sieger, mit ganzen Schaaren von Schauspielern, Sängern, Possenreissern, auch nach Griechenland hin, gewinnt dort zu Olympia über alle seine Mitstreiter den Preis, ja sogar, ob ihn gleich seine Pferde vom Wagen geworfen haben, auch über die Kutscher; durchzieht dann weiter, unter unaufhörlichem Singen und Citharschlagen, das ganze Land, und erfüllt alle Griechische Städte mit seinem Kunsttalent, seinem Kaiserglanze, und — seiner Schande.

Es ist kaum möglich, so ungeheure, aber von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätigte Ausschweifungen anders,

als durch eine Art von Wahnsinn, von Wuth zu erklären, in welche den *Nero* vielleicht jene Furien geiſselten, die ihn unablässig wegen des Mordes seiner Mutter, seiner Lehrer, und so vieler edlen, unschuldigen Römer verfolgten. — —

Wofür aber, könnte man sagen, zu unsern jetzigen Zeiten so empörende Sittengemälde? Hätte man uns nicht den Ekel und den Widerwillen ersparen können, den die Betrachtung derselben einflöſsen muſs? *Heinrich* ist nun lange schon Staub, und *Nero* noch länger; und wie sehr auch eine unwissende Frömmelei den immer zunehmenden Verfall der Sitten bejammern mag, so sind doch gewiſs diese Sitten, nach so langen Zeiträumen, immer besser, immer feiner geworden. Alle Warnung, welche sich aus jenen Beispielen etwa ziehen lieſse, kömmt für

unsre heutigen Fürsten zu spät. — Unvergleichlich, wenn dem so ist! Mögen dann diese Blätter zu weiter nichts dienen, als jungen Prinzen zu zeigen, wie schamlos ehemalige Regenten ihre Fürstenwürde mit Füſsen traten, und wie treu dagegen unsre jetztlebenden sie bewahren!

EMPFEHLUNGEN.

»Gut, daſs ich Sie hier treffe!« — sagte der Aufseher der fürstlichen Vergnügungen zu dem Capellmeister, den er bei Hofe im Vorzimmer fand. — »Der Fürst ist unzufrieden, höchst unzufrieden mit der Capelle.«

Das geht mir nahe. —

»Es muſs damit anders werden. Es müssen beſsre Instrumente hinein.«

Wir haben so gute, als möglich. Nur die, welche sie spielen sollen — —

»Davon red' ich ja nur. Es sind Stümper, wahre Stümper darunter.«

Gewiſs! — Und ich habe also Erlaubniſs, ihrer einige zu verabschieden? Den

Geiger zum Beispiel, der vor einigen Monaten angesetzt ward?

»Den habe ja *ich* empfohlen! Der bleibt!«

Ich muſs sagen: es ist der Elendeste unter Allen. —

»Er bleibt. Er ist der Sohn meines Kammerdieners.«

So werd' ich wohl auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürstinn nicht wegschicken dürfen; den Flötenisten.

»Wo denken Sie hin? Sie würden Sich die höchste Ungnade der Fürstinn zuziehn. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über Alles.«

Da ist noch ein schwindsüchtiger Fagottist: den hat der Erbprinz; ein halblahmer Contrebassist: den hat die Frau Oberhofmeisterinn empfohlen.

»Die bleiben alle. Aber unter den Übrigen — —«

Da wüſst' ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden.

»Eine Änderung aber muſs seyn. Schlechterdings!«

So werden also mehrere Stellen doppelt besetzt werden müssen; und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweisen.

»Sind Sie bei Sinnen? Der Fürst ist so eben in gröſster Verlegenheit wegen Geldes. Alle Cassen sind leer.«

Wenn man aber Leute ansetzt, muſs man ihnen zu leben geben.

»Schon recht! Aber von Gelde kein Wort; darum bitt' ich. Sie müssen Sich anders zu helfen suchen.« — —

Daſs durch ein so abgeschmacktes Gespräch die Capelle nicht besser ward, läſst sich errathen; vielmehr ward sie tagtäglich schlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die gröſstentheils von dem weichern, theilnehmendern Geschlechte herrührten, mittelmäſsige, auch wohl elende, an ihren Platz; und am Ende war die Capelle nicht mehr Capelle, sondern Institut zur Versorgung. Der Fürst, der sich an seinem Vergnügen beeinträchtiget sah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem Alles verstummen muſste. — Jetzt stehn nun die Unterthanen und erwarten mit banger Sehnsucht, daſs ein ähnliches Machtwort auch die Collegien treffen und sie von einer Menge unnützer Glieder reinigen soll, die durch ähnliche Gunst und Fürsprache hineingekommen. Die wür-

digsten Personen haben bis jetzt zurückstehen müssen; die ältesten, gerechtesten Ansprüche sind überhört worden; alle Geschäfte stocken: und die fürstlichen Räthe sind in Gefahr, eben so mit der Regierung umzuwerfen, wie die Capelle schon mehrmalen mit Musikstücken umwarf. Indefs, da hier nicht vom Vergnügen des Prinzen, sondern nur vom Landesbesten die Rede ist; so steht dahin, was geschehn wird.

Allerdings ist es auch keine Kleinigkeit, Ämter, die einmal gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geschrei der Verabschiedeten würde nicht ungerecht seyn; es würde selbst diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Änderung am meisten durchdrungen sind; alle würden urtheilen, dafs man keinen Untüchtigen anstellen, aber auch keinen An-

gestellten brotlos machen müsse. Der Fürst, um sich nicht durch Grausamkeiten verhaſst zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und seine Cassen, wie wir von dem Aufseher der Vergnügungen wissen, sind leer. Es ist also sehr zu fürchten, daſs zum gröſsten Nachtheil des Landes Alles bleiben wird, wie es ist.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürsten! Er selbst nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt sich wegen der untergeordneten Diener schlechterdings an die vorgesetzten Oberhäupter, die er zu ihren Posten mit groſser Sorgfalt zu wählen pflegte: diese allein durften vorschlagen; und sie wuſsten, daſs sie sich der höchsten Ungnade des Fürsten aussetzten, wenn sie bei ihren Vorschlägen auf irgend ein Fürwort, und

wenn

wenn auch von den höchsten Personen, Rücksicht nahmen. Das Empfehlen kam hiedurch nach und nach aus der Mode; der eigne Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geschicktesten, würdigsten Männer auszusuchen; alle Geschäfte wurden aufs beste besorgt, und alle Unterthanen segneten die Ordnung und Thätigkeit dieser Regierung.

SPIEL.

Es hat groſse Fürsten gegeben, die sich nie herabgelassen haben, weder mit Fremden, noch mit Unterthanen, und am wenigsten mit den letztern, zu spielen.

Das Spiel führt, unter denen die daran Theil nehmen, eine Art von vollkommener Gleichheit ein. — Beleidigte es vielleicht den Stolz jener Fürsten, sich Niedrigern auch nur auf einen Augenblick gleich zu setzen? Wir wollen ihnen lieber den bessern Bewegungsgrund geben, daſs sie überhaupt am Spiel keinen Geschmack gefunden.

Sei das Spiel nur nicht eine Art von Erwerb, sondern wirklich Spiel; übe es nur auf eine vortheilhafte Art die Kräfte

der Seele oder des Körpers; werde nur nicht die nöthige Zeit den Geschäften des Staats darüber entzogen: so ist es sicher einem Fürsten nicht unanständig. Ein Schach, um der bloſsen Ehre willen, in einer müſsigen Stunde gespielt, hat durchaus nichts was der fürstlichen Würde entgegen wäre.

Weniger anständig wird das Spiel, sobald der Preis desselben Gewinn ist. Die Börse des Unterthanen zu leeren, den man nach der Regel für ärmer annehmen muſs, hat etwas Kleines und Ungroſsmüthiges; und es zu machen, wie *August*, der mit Fleiſs verlor da er hätte gewinnen können, hat für den Spielgenossen etwas Kränkendes und Herabsetzendes. Es müſste denn, wie in der That beim *August*, der Spielgenoſs ein engerer Vertrauter, oder wohl gar ein Glied der Familie seyn.

Am unanständigsten wird für Fürsten das Spiel, wenn es zu den bloſsen Glücksspielen gehört, die alle Überlegung, alle Geschicklichkeit ausschlieſsen. Daſs *August* das Spiel liebte, war so sehr nicht zu tadeln; daſs er um Gewinn spielte, war bei seiner Wahl der Gesellschaft und bei seiner Groſsmuth mehr als verzeihlich; daſs er ein gedankenloses Würfelspiel spielte, das verdreuſst uns auf ihn.

Es scheint, als ob es auch die Römer verdrossen. Während des Sicilianischen Krieges, wo der jüngere *Pompejus* zweimal seine Flotten schlug, erschien ein Sinngedicht, in welchem die Liebe *August's* zum Würfeln durch die Begierde, doch auch einmal zu gewinnen, hämisch genug erklärt ward.

Hohe Glücksspiele sollte ein Fürst schon darum verabscheun, weil sie in

wohlgeordneten Staaten, als verderblich für das Vermögen und die Sitten der Unterthanen, pflegen verboten zu werden. Einem Laster, das aus allen öffentlichen, vielleicht auch aus allen Privathäusern durch die Gesetze verbannt wird, sollte doch wahrlich der Wächter der Gesetze keine Zuflucht in seinem eigenen Pallast gönnen.

Auch findet sich bei diesen hohen sinnlosen Glücksspielen noch sonst eine Bedenklichkeit. Sie erregen oft die brausendsten, wüthendsten Leidenschaften, denen ein Fürst, um der Gefahr seiner Ehre willen, mit gröſster Sorgfalt ausweichen, nie sich ihnen bloſsstellen sollte. Man erzählt von einer groſsen Unannehmlichkeit, die dem Könige von Polen, *Kasimir dem Zweiten*, beim Spiel widerfahren. Ein Edelmann seines Hofes, dem

er sein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, vergafs sich in seiner Wuth so sehr, dafs er sich an dem Könige mit etwas mehr, als mit Worten, vergriff. Die Gesetze erkannten dem Edelmanne das Schwert zu; aber *Kasimir* dachte zu billig, um dieses Bluturtheil zu bestätigen. — »Ich allein,« sagte er, »bin hier strafbar; ich hätte eine Gewohnheit nicht mitmachen sollen, die, wenn sie allgemein würde, das Verderben der Nation bewirken müfste. Auch war der Verurtheilte in jenem Augenblicke seiner selbst nicht mächtig; er schnaubte in seiner Wuth nach Rache, und da er sie an dem Glücke selbst nicht nehmen konnte, so nahm er sie an dem Günstling desselben.«

AUFWAND.

Das erste Todesurtheil zu unterzeichnen, muſs für einen Regenten, der nicht mit der Seele eines *Caligula* geboren ist, ein höchsttrauriges Geschäft seyn. — Königinn *Christina* von Schweden sagte einst von sich selbst: daſs sie, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zwar nur selten Missethäter begnadigt, aber auch nie einen verurtheilt habe, ohne Thränen dabei zu vergieſsen.

In der That: wenn der junge Regent nur einige Einbildungskraft hat, um sich die Scene des Gerichts zu vergegenwärtigen, das zitternde, schon halb erstorbene Opfer, das von Blute triefende Schwert, das im Sande hinrollende Haupt: wie verhaſst muſs er sein Richteramt, und

wie verhaſst das Angesicht seines Kanzlers finden, der ihm das weggewiesene schauerliche Blatt immer hartnäckig zurückschiebt, und endlich durch Gründe auf Gründe ihm den Federzug abpreſst, womit er einen Menschen — ein ihm ähnliches Wesen — vernichtet! —

Aber, junger edler Regent! nicht diesen würdigen rechtschaffnen Greis sollten Sie hassen, der bei aller anscheinenden Härte doch ein fühlendes Herz hat, und der gewiſs, wenn er das Gesetz zu strenge oder die Anwendung zweifelhaft fände, mit Freuden der Erste seyn würde, Sie zum Gebrauch Ihres schönsten Rechtes, des Rechtes der Begnadigung, aufzufordern. Ein ganz anderer ist es, und leider! Ihr Vertrauter, Ihr Günstling, dem Sie seine ruchlosen Plane, die Sie so unbefangen zu zeichnen pflegen, in Stücke

reiſsen; den Sie mit Ihrem bittersten, gerechtesten Abscheu verfolgen sollten. Was Ihnen der Kanzler vorlegt, ist doch nur Ein Todesurtheil, und über einen Verbrecher; was Ihnen der Günstling vorlegt, sind tausend vereinigte Todesurtheile, und über ganz schuldlose Wesen.

Sie lieben Pracht und Vergnügen, und wünschen Sich einen Landsitz, der an Gröſse, Geschmack und Auszierung weit und breit alle Fürstenwohnungen übertreffe. Sie wünschen einen Park voll mannichfaltiger kostbarer Anlagen: hineingeleitete Wasser zu Cascaden und ganzen Seen; marmorne Bildsäulen von den Händen der ersten Meister; Gewächshäuser, wovon das eine, um ostindische Temperatur darin zu erhalten, des Holzes mehr fressen wird, als woran das ganze Armuth Ihrer Hauptstadt sich wärmen könnte.

Sie wünschen ein Schauspiel, das den vornehmsten Bühnen Europens, die Sie auf Ihren Reisen sahen, weder an äuſsrer Pracht noch an innerm Werthe der Künstler weiche; ein glänzendes Carneval, das der Fremde, wie der Einländer, bewundre, und das von vielen Meilen her alle Neugierigen und alle Freunde des Vergnügens an Ihren Hof locke: kurz, Sie hegen eine Menge fürstlicher Wünsche, die auf den ersten Blick nicht nur unschuldig, sondern selbst rühmlich und ehrenvoll scheinen.

Aber, Prinz, die Ausführung aller dieser Ideen wird unsäglich kostbar werden; sie wird nicht Tonnen Goldes, worauf man aus Unwissenheit oder Hinterlist sie Ihnen anschlägt; sie wird vielleicht Millionen verschlingen: und in welch' einem Zustande sich Ihre Cassen durch den ho-

hen Geist, die Reisen, die militärischen Spielwerke Ihrer in Gott ruhenden Vorväter befinden, wissen Sie Selbst. — Doch Sie haben ja da den immer lächelnden, immer gefälligen Vorsitzer der Kammer: ihm entdecken Sie Ihre Wünsche, und er wird gewifs aus dem Reichthume seines unerschöpflichen Genies neue Entwürfe hervorziehen, und wird es um so freudiger, da der Witz des Erfinders bei der Ausführung solcher Entwürfe nicht ohne Lohn bleibt. — — Sehen Sie, wie sehr Sie Recht hatten, ihm zu vertrauen? Er ist schon fertig mit seinem Entwurf; und da die Abgabe nicht auf das Entbehrliche, das sich die Meisten versagen mögten, da sie klüglich auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt ist, wo auch der Ärmste und der Sparsamste ihm nicht entwischen kann: so ist nach allem An-

sehen der Ertrag, den er Ihnen so meisterhaftfertig vorrechnet, unfehlbar. — Sie werden doch in Ihrer Dankbarkeit mehr thun, als den edlen Mann bloſs umarmen? Sie werden doch endlich das ersehnte Ordenszeichen ihm mit eigener Hand um den Nacken werfen? —

Das Volk, an Druck und an Gehorsam gewöhnt, unterzieht sich dem Joche, und schweigt; aber nur zu bald werden die schrecklichen Folgen der Überspannung sichtbar werden. Während einige Wenige sich bereichern, wird die Dürftigkeit, die vorher schon in jeder Hütte wohnte, sich in tiefes Elend, der Unmuth in volle düstre Verzweiflung, der Fleiſs, der sich nicht mehr vergebens abmatten will, in Lust zu Missethaten verwandeln. Dann, Prinz, werden zuerst Ihre Versatzhäuser und die Schränke der Wucherer

sich mit Gütern, bald darauf Ihre Gefängnisse sich mit Verbrechern füllen, und Ihre Henker werden Arbeit erhalten. — Sehen Sie dort den kleinen unmündigen Knaben? Er ist schon Bettler! Der hülflose Vater, von schlechter Nahrung bei harter Arbeit erkrankt, hat ihn an die Landstraſse geschickt. Schaudert Sie's nicht bei der Aussicht auf eine Nachwelt, die im Geschmack am Müssiggange, im Schmutz, in Unwissenheit und in Schamlosigkeit aufwuchs? Welche Sitten werden entstehen! Dieses zarte weibliche Geschöpf hier, mit Lumpen bedeckt, aber nicht ohne Spuren von Schönheit; wie frühe wird es, und auf welch' einem Lager, und an welch' einer Krankheit wird es verblühen! —

Es bleiben freilich der Rechtschaffnen, der Edlen, auch in der niedrigsten Volks-

klasse übrig; aber wie ist ihr Zustand beschaffen! Können Sie, Prinz, wenn Sie in der That jene fühlende Seele haben, die Sie bei Unterzeichnung des ersten Todesurtheils verriethen; können Sie Sich diesen Zustand nur denken, ohne erschüttert zu werden? Jener Greis mit dem redlichen Angesichte, und jenes treue gute Weib ihm zur Seite: sie saſsen sonst Tag und Nacht, bei magrer spärlicher Kost, er am Weberstuhl, sie an der Spindel; und bei dem Ehrgefühl, das in den Seelen der Geringern oft so viel feiner und zärter, als in den Seelen der Vornehmsten ist, war ihr ganzer Wunsch für ihr Alter nur der: nicht nach Brot gehen zu dürfen. Jetzt fühlen sie ihre Kräfte erschöpft, und ein tödtliches Fieber hält sie an ihr Lager gefesselt. Wären denn diese Unglücklichen, nach einem so mü-

hevollen, so nützlichen, so rechtschaffen vollbrachten Leben, keiner Hülfe des Arztes, keiner kleinen Erquickung im Tode würdig? Sie hatten gesorgt für diese Erquickung; sie hatten in bessern Jahren, auf den Fall einer Krankheit, ihren Sparpfennig zurück gelegt; aber nachfolgende schlimmere Zeiten haben ihn weggenommen: Sie, Prinz, haben ihn in Ihren Gärten verbaut, und Ihre Sänger und Sängerinnen haben ihn mit über die Gränze getragen. —

Nieder, rufen Sie, mit dem Vorhang vor diesen Scenen! — Es sei! — Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angesichte den gefälligen Fühllosen, der, auf Kosten des Glücks und der Sittlichkeit Ihres Volks, jedem Wunsche von Ihnen so demüthig entgegenkriecht; rufen Sie den kühnen Widersprecher zu-

rück, der Ihnen durch lauten pflichtmäſsigen Tadel Ihrer Verschwendungen so verhaſst ward, und lassen Sie tausendmal eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daſs die Hütte des Fleiſses und der Tugend verfalle!

RED-

REDLICHKEIT.

Octavius und *Antonius* hatten sich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngern *Pompejus* zu einem Gastmahl begeben. — »Willst du Herr der Welt seyn und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?« zischelte dem *Pompejus* sein erster Schiffshauptmann *Menas* in's Ohr: »ich darf nur gehn und das Ankertau kappen.«

Pompejus misbilligte und verwarf diesen Antrag; aber mit welch' einer Äusserung? — — »Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest,« sagte er, »so hätt' ich sie gut seyn lassen; ich selbst kann mich unmöglich entschliessen, mein Wort zu brechen.«

Wie? Macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausübung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heiſsen und die Früchte davon genieſsen? *Pompejus* blieb ja Herr, die Verrätherei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm auf Glauben vertraut hatten, nur sicher wieder an's Land setzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewisser Deutscher Fürst, *Albrecht*, soll einst mit dreitausend Reisigen nach Wien gekommen seyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — »Wollt Ihr,« sagte sein oberster Hauptmann zu ihm, »so nehm' ich

den Kaiser gefangen, und Ihr seid Herr über Wien und ganz Österreich.« — »Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen,« soll *Albrecht* erwiedert haben; »ich selbst kann Euch eine schlechte That, wie die, nicht befehlen.« — Ganz derselbige Mißverstand und derselbige Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn *Albrecht* den gefangenen Kaiser nicht wieder losgeben können? losgeben müssen? Hätt' er nicht, zu seiner Rechtfertigung vor der Welt, noch obendrein den Hauptmann bestrafen, oder ihn dem Kaiser selbst zur Bestrafung ausliefern müssen?

Wie ganz besser klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwischen *Pompejus* und *Menas!* — »Ein Mann wie Menas,« soll der Erstere gesagt haben, »mag sein Wort brechen und seine Ehre schänden: eines Sohns des Pompejus ist das

nicht würdig.« — Dieser Ton ist der echte, der wahrhaft edle: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühl, der Anspruch auf unsre ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daſs *Menas* ein bloſser Freigelassener war, und daſs *Pompejus* ihm gleichsam die Gesinnung eines Sklaven vorwirft, die nie die Gesinnung eines freigebornen, edlen Römers seyn könne.

Nach jener ersten Erzählung ist *Pompejus*, so wie sein Gegenbild *Albrecht*, nicht im mindesten besser, als jener berüchtigte König von Bithynien, der seinen Gastfreund *Hannibal* zwar nicht selbst ausliefern wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr ist jenes Paar noch ein wenig schlechter und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung *Hannibals* für unmög-

lich, und sich selbst glaubte er in Gefahr zu setzen, wenn er den Aufenthalt desselben nachzuweisen sich weigerte. Er handelte also aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen; und es war noch immer löblich von ihm, daſs er seinen Gastfreund selbst zu fangen, entweder zu gefühlvoll oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht oder welche Noth konnte einen *Pompejus* und einen *Albrecht* bewegen, den Ersatz des begangenen Unrechts zurückzuhalten? Der Bithynier erscheint in seiner Handlung mehr als ein Unglücklicher; diese in ihren Erklärungen mehr als Heuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht sowohl das Wesen, als die Schande des Namens hassen. — Dennoch hatte *Hannibal* noch immer Recht, über belei-

digte Gastfreundschaft zu klagen: denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen; so hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, seinen Freund, wenn auch nicht schützen, doch warnen, und falls er auch das für nicht thunlich oder für unnütz hielt, wenigstens an seinem Unglücke nicht den mindesten Theil nehmen müssen.

Noch mehr Recht aber hatte *Hannibal* in seinen Klagen über die Römer. Es war höchstunwürdig gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schicksale schon so unschädlich geworden, in seinem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen, und seinen Beschützer zur Verletzung des bei allen Völkern heilig geachteten Gastrechtes zu reizen. — »Sind das die Römer,« rief der erbitterte Feldherr aus, »deren Vorfahren den *Pyrrhus*, ob er

gleich als Feind mit einem Kriegsheere in Italien stand, so edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne solcher Väter einen Gesandten, der Consul war, abfertigen, um einen fremden Fürsten zu der Schandthat aufzufordern, seinen Gast zu ermorden?« — —

Ein vortreffliches Beispiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, giebt die Geschichte *Johann's des Ersten* von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geiseln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frei gegeben worden. Unter diesen Geiseln befand sich auch sein zweiter Sohn, Herzog von *Anjou;* und dieser beging die Unwürdigkeit,

sich, wider Wissen und Willen des Königs von England, aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. *Johann*, um sein Mifsfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich ein nach England, und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beilegt: dafs, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wiederfinden müfsten.

Ein ähnliches, nicht minder schönes, Beispiel von Redlichkeit enthält die Deutsche Geschichte. — Kaiser *Ludewig* von Baiern hatte seinem gefangenen Gegenkaiser, *Friederich* von Österreich, die Freiheit unter gewissen Bedingungen wieder gegeben, die dieser, in der vollsten

Hoffnung sie erfüllen zu können, eingegangen war. Diese Hoffnung aber schlug fehl, und *Friederich* kam in den unangenehmen Fall, daſs er entweder seinem gegebenen Worte untreu werden, oder in seine Gefangenschaft zurückkehren müſste. Es wäre ihm äuſserst leicht gewesen, sich durch den Papst, der ganz dazu gestimmt war, seines Eides entbinden zu lassen; aber über eine solche Maſsregel, so wenig sie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte *Friederich* sich erhaben: er entschloſs sich kurz, und ging nach München zurück. *Ludewig*, von so viel Tugend gerührt, empfing ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aſs mit ihm an Einer Tafel, schlief mit ihm in Einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelst eines feierlichen Vertrages, zu seinem Mitkaiser an. —

Wie angenehm wird durch solche Beispiele von edler Fürstentreue das Herz gerührt und erweitert! Und welche unglückliche Wirkung thut dagegen eine treulose, wortbrüchige, immer nur auf den eigenen, oder vielmehr auf den gegenwärtigen Vortheil sich einschränkende Politik! Diese Politik macht das Andenken *Ferdinand's* des Katholischen so verhaſst, der von allen Königen, die Europa gesehn hat, der unzuverlässigste und bundbrüchigste war. — Ein gewisser Schriftsteller, der ihn loben wollte, sagte mit groſser Naivetät: er sei in der That ein sehr preiswürdiger Monarch gewesen; nur mit dem einzigen kleinen Fehler, daſs er nicht Wort gehalten. — Welcher Fürst, der noch einiges Gefühl von Ehre hat, mögte so ein Lob mit dem falschen Aragonier theilen?

JAGD.

Die ehemaligen, eben so grausamen als kostbaren Hetzjagden sind endlich, dem Himmel sei Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten sie eine der vornehmsten fürstlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl wahrhaftig! sehr fürstlich, ein armes unschuldiges Thier, unter der wüthendsten Todesangst, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brotfressern, den Hunden, einen leckern Fraß zu verschaffen. —

Sonst, sagt man, ist die Jagd eine der anständigsten und nützlichsten Vergnügungen. Sie erhält die Gesundheit des Körpers, weckt den Muth, schärft das Auge, härtet ab gegen Beschwerden.

Alles recht schön! wenn nur nicht bei so manchen Fürsten die Jagd zu einer Leidenschaft würde, die sie von ihren nothwendigern, bessern Geschäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne sich blindlings den Dienern des Staats zu vertrauen; Anstalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen, und selbst den Fortgang dieser Anstalten zu beobachten und zu befördern: das ist denn doch, beim Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern, oder einem Schmahlthiere die Kugel durch's Herz zu jagen, oder mit eigener höchster Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewisser *Antiochus* von Syrien, der sich einst auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, soll in einer Bauernhütte, worin man ihn nicht erkannte,

sehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürstliche Jäger sich eben so, wie *Antiochus*, verirren und gleiche Wahrheiten über sich hören müſste! Doch wer weiſs, ob er den Edelmuth hätte, sie eben so dankbar, wie *Antiochus*, aufzunehmen? —

Die einzige Leidenschaft, die sich einer fürstlichen Seele bemächtigen sollte, ist die der Ehre, der wahren, wohlverstandenen Ehre. Es giebt Fürsten genug, die durch Thaten im Kriege; und Gottlob! auch solche, die durch schönere, wenn gleich nicht so schimmernde, Thaten im Frieden sich einen groſsen Namen gemacht haben: aber durch Thaten der Jagd und durch erlegte Hirschböcke und Rehe hat es, seit dem *Nimrod*, noch keiner.

WILDBAHNEN.

Der gröſste Schaden, den die heutige Jagdlust der Fürsten stiftet, kömmt nicht mehr von ihnen und ihrem Gefolge selbst, aber von ihrem Wilde. Die Felder, die sie nicht mehr am lichten Tage zertreten lassen, lassen sie nächtlicher Weile abäsen oder umwühlen. Den Unterthanen wird die saure Frucht ihrer Arbeit nicht mehr öffentlich geraubt, sie wird ihnen nur heimlich gestohlen.

Und nun komme der arme, zu Grunde gerichtete Landmann mit leeren Händen in's Amt, und erkläre sich unvermögend, die ihn drückenden ungeheuren Abgaben zu zahlen. — Er mag sich vorsehen, der Thor! Denn er wird doch nicht

Lust haben, den Topf, in dem er kocht, und das Bett, auf dem er schläft, zu verlieren?

Besser, er bedient sich des Vortheils der Nacht, und schafft sich durch eine gute Kugel den Feind, der ihm seine Äcker verwüstet, vom Halse. — Was? schreit hier laut die Gerechtigkeit: der Bube will zum Wilddiebe werden? Er will sich an den erklärten Schützlingen seines gnädigsten Landesvaters vergreifen? Weiſs er denn nicht, daſs er in Ketten und Bande kommen, und Jahre lang auf der Festung die Karre schieben würde? —

Und so bleibt denn dem Landmanne nichts übrig, als daſs er das was er nicht vertheidigen darf, bewache, und durch blinden Lärm, so gut es gehn will, seinen Feind zu verscheuchen suche. Freilich ist es für ein fühlendes Herz empö-

rend, daſs der so nützliche und doch so unglückliche Bettler, der Landmann — denn was ist er in so manchen Gegenden mehr, als Bettler? — nachdem er vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne unter drückender Arbeit geächzt hat, nun noch der Erquickung des Schlafs entbehren soll, um das Erarbeitete — nicht für sich, der ja so wenig davon genieſst, sondern für den Fürsten, der fast allen Gewinn davon zieht, zu bewachen. Wer eigentlich für diese Bewachung zu sorgen hätte, wäre nach aller Vernunft der Fürst; denn sein ist das Wild, und sein der Vortheil der Ärnte: aber was gilt nun einmal Vernunft gegen Macht? — Und Menschlichkeit und Gerechtigkeit vollends! — Wo ja noch Einhägungen um die Wildbahnen befindlich sind; da mögten wohl die Meisten, wie König *Johann*

von

von England, sie lieber niederreissen lassen, um ihrem theuren, werthen Wilde einen reichlichern Frass zu verschaffen. —

Wunder, dass die Fürsten nicht auch mit ihrem zahmen Viehe thun, was sie sich mit ihrem Wilde erlauben! Sie könnten viel Kosten ersparen, und an rühmlichen Beispielen dazu, aus sehr gesitteten und sehr nachahmungswürdigen Zeiten, würd' es nicht fehlen. Ein gewisser *Ferdinand* von Neapel drang seinen Unterthanen Schweine zum Masten auf, und zwang sie, den Schaden zu ersetzen, wenn ihnen diese Thiere, auch ohne all' ihr Verschulden, starben. Ein Anderer, ein gewisser *Eberulph*, Zeitgenosse des Merovingischen Königes *Chilperich*, liess Huf und Klaue geradezu auf die Äcker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden der sich widersetzte, nach

Beschaffenheit seiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verstümmeln.

Mit seinen Jagdhunden hat es, noch im letzten Jahrhunderte, ein Deutscher Fürst so gemacht, daſs die Bürger seiner kleinen Residenzstadt sie in ihre Häuser nehmen und füttern muſsten, und daſs jeder unglücklich ward, der sich nur im mindesten an ihnen vergriff. — —

Seit einigen Jahren, wie es heiſst, hat die Grausamkeit des Wildhegens sich ein wenig vermindert. Es kamen so böse Gerüchte über den Rhein her, daſs man es auf einmal billig fand, dem Landmann Erleichterung zu verschaffen, und alle Büchsen aller Förster gnädigst dazu in Bewegung setzte. — Das war gut an sich selbst! Aber muſste denn nur

durch schändliche Furcht bewirkt werden, was so ehrenvoll durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte bewirkt werden können?

FEINHEIT.

Was man im sittlichen Verstande Feinheit nennt, ist, mit Bosheit verbunden, das Hassenswürdigste; mit Güte verbunden, das Liebenswürdigste in der Menschheit.

Es giebt eine rauhe, unfreundliche Art des Wohlthuns, die kaum dem gemeinen Bettler gerecht ist, und die den Mann von Ehre kränkt und beleidigt. Es giebt eine andre, zwar gutgemeinte, aber plumpe unzärtliche Art, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; wodurch sie für den Empfänger zu einer neuen, und oft drückendern Last wird, als die war, die man ihm abnahm.

Das wahre Geheimnifs der Wohlthätigkeit ist, dafs man die Wohlthat zu verbergen, wenigstens sie herabzusetzen wisse; dafs man dem Unglücklichen die Beschämung, seinen Mangel und seine Abhängigkeit zu gestehen, erspare; dafs man sich weniger das Ansehen gebe, einen Schuldner zu machen, als ein Schuldner zu werden. Durch eine solche Schonung des Ehrgefühls können die unbedeutendsten Dienstleistungen einen Werth, eine Kraft zu verbinden, erhalten, die ohne sie die gröfsten, wesentlichsten Aufopferungen nicht hätten. —

»Sie reiten da ein gutes, sehr ruhiges Pferd,« sagte *Türenne* zu einem Officier, der eigentlich ein altes, sehr schlechtes ritt, der aber zu arm war, um ein bessers bezahlen zu können. »Die meinigen sind für mich alten Mann ein wenig zu

flüchtig, zu feurig: Sie würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie einen Tausch treffen wollten.« — Im Grunde, sieht man wohl, war dieser Tausch ein Geschenk, und für einen Mann, wie *Türenne*, eben kein grosses; aber wie ausnehmend gütig und schonend war die Art, womit er es antrug. Wie sehr muſste sich der Officier diesem edlen Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniſs so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband. —

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern, als bessern. Auch hier giebt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wir-

kung verliert; ja wodurch seine Wirkung vielmehr nur gröſser und sichrer gemacht wird. *Türenne*, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweisegeben.

Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloſs, das sie im Sturm erobert hatten. Sie fanden darin eine Frau von bewundernswürdiger Schönheit, und brachten diese Frau, als den besten Theil der Beute, dem Feldherrn. *Türenne*, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, lieſs sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. — »Hier, mein Herr,« sagte er, »empfangen Sie Ihre Gattinn zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie em

pfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie sie zu mir, ihrem Feldherrn.«

OFFENHEIT.

Verstellung ist für edle Seelen unerträglicher Zwang; ihr Element, worin sie leben, ist Wahrheit. — Es läſst daher auf einen guten Charakter bei Fürsten schlieſsen, und es ist rühmlich für sie, wenn sie keine falsche Gesinnungen erheucheln; wenn sie, zum Beispiel, ein gefaſstes Miſstrauen nicht in ihr Herz verschlieſsen können. Aber wieder ist es unaussprechlich klein, wenn sie dieses Miſstrauen nicht geradezu in Worten, sondern nur von weitem durch Blicke und durch finstre Gesichter äuſsern.

So wie Falschheit, so ist auch alles versteckte, hinterhältische Wesen einer edlen Seele zuwider; denn es hängt sich

darin an einen Rest von Falschheit noch eine gewisse Feigheit, die es nicht wagt gerade und offen herauszugehen, oder eine gewisse Tücke, die ihre Lust daran findet, Personen, welche doch unschuldig und redlich seyn mögen, auf die Folter zu spannen.

Vielleicht zwar, daſs dieser Schein von Feigheit und Tücke trügt, und daſs vielmehr eine gewisse Gutherzigkeit zum Grunde liegt, der es schwer wird, zu beschämen und wehe zu thun. Aber dann ist diese Gutherzigkeit wenigstens sehr übel verstanden. Mag immerhin der Schuldige erblassen und zittern, wenn nur nicht der Unschuldige gekränkt und beleidiget wird!

Oft auch mag ein Fürst seiner eigenen Einsicht nicht trauen; er mag fürchten, beim Geständniſs seines Argwohns

als ein schwacher Kopf erfunden zu werden, der sich von jedem Schleicher, jedem Ohrenbläser mifsbrauchen läfst. — Aber mufs er sich denn gleich das Ansehen geben, als ob er glaube? Mufs er sein Mifstrauen geradezu bekennen, da er es ja in Form einer blofsen Angabe, eines blofsen Zweifels vortragen kann?

Überdies, was ist denn so Unerhörtes darin, wenn selbst die besten und klügsten Fürsten einmal getäuscht werden? Ward es doch auch *Heinrich der Vierte*, und zwar in Ansehung seines *Rosny*, eines so geprüften, rechtschaffnen, ihm so eifrig ergebenen Dieners! Jene heroische Sicherheit und Festigkeit im Urtheil, die einst *Alexander* gegen seinen Leibarzt bewies, ist nicht jedermanns Sache; und auch *Alexander* selbst wird gewufst haben, Unterschiede zu machen.

Anklagen mit der vorläufigen Bitte um Schweigen, um Geheimhalten, muſs ein Fürst gar nicht hören. Denn die einzige gute, würdige Art, wie er sich bei Anklagen nehmen kann, ist die: daſs er beides, sich und den Angeklagten, durch offne Darlegung der Sache auf einmal in's Licht setze; daſs er von der einen Seite Beweise der Schuld, von der andern Beweise der Unschuld fordre, und daſs er dann handle, wie er es findet: entweder den treulosen Diener, oder den verläumderischen Ohrenbläser bestrafe.

Hätte *Heinrich* aus falscher Furcht, seine Leichtgläubigkeit zu verrathen, oder einen würdigen Mann unverdient zu kränken, hinter dem Berge gehalten; so hätte er sich und seinen Minister um einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens gebracht. Ja, vielleicht hätte er diesen

groſsen, unersetzlichen Minister darüber verloren. Denn ganz verbergen konnte sich ihm ein *Heinrich* unmöglich; und welcher Mann, der sich fühlt, wird sich lange das lauliche, miſstrauische Wesen, das Schmollen und das Gesichterziehen gefallen lassen? Er wird denken, daſs man einem Herrn, der nicht mehr traut, nicht mehr dienen, und Arbeiten, die nicht mehr fruchten, nicht mehr fortsetzen müsse.

So wie sich *Heinrich* nahm, nahm sich auch *Johann der Fünfte* von Portugal, einer der beſsren Könige unsers Jahrhunderts. Zwei seiner Finanzräthe vereinigten sich aus Neid gegen einen dritten, der wegen seiner vorzüglichen Fähigkeiten auch in vorzüglicher Gunst stand. Sie überreichten dem Könige eine geheime, mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgedachte Anzeige von allerhand Un-

terschleifen und Betrügereien, die ihr Amtsgenoſs sich erlaubt haben sollte. *Johann* gerieth in Erstaunen; aber, einmal zum Miſstrauen aufgefordert, wandt' er es noch mehr gegen die Ankläger, als gegen den Angeklagten. Er lieſs ungesäumt den Letztern rufen, legte ihm, Punct vor Punct, die Anklage vor, und gab ihm zugleich sein königliches Wort: daſs, wenn er sich schuldig wüſste und es nur frei und offen gestände, dieses Geständniſs seine ganze Strafe ausmachen, und er gegen das Versprechen, künftig rechtschaffner zu handeln, nichts von seinen Vortheilen verlieren sollte. Der Finanzrath bestand darauf, sich zu rechtfertigen, und es gelang ihm damit auf eine Art, daſs kein Schatten eines Zweifels zurückblieb. Jetzt schrieb und siegelte der König mit eigner Hand einen Brief, den

der Präsident des Finanzdepartements, an den er gerichtet war, Marquis von *Alegrete*, nicht anders als in voller Sitzung, eröffnen sollte. Der Brief enthielt: daſs die beiden boshaften Verläumder ihrer Stellen entsetzt, zu jedem andern Amte für unfähig erklärt, und nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Königreiche entfernt werden sollten. So verband der weise Regent mit dem Vortheile, sich einen redlichen Diener zu erhalten, auch den, zweier unredlicher los zu werden, und allen übrigen eine nachdrückliche Warnung zu geben.

DENKFREIHEIT.

Ein Gewässer, das nicht freien Abfluſs und nicht immer frische Zuflüsse hat, wird zum faulen stehenden Sumpf, unter dessen grüner Decke nur Fröschen und Unken wohl ist. Einen solchen Sumpf wollte aus der Menschheit die Hierarchie, und wollen noch jetzt gewisse Eiferer daraus machen, die ihr das laute, gemeinsame Denken gar zu gerne verwehren mögten.

Das stille, einsame Denken zu verwehren, sind diese Herren, wie man rühmen muſs, allzu billig. Auf seinem Kopfkissen, und im Verborgensten seines Herzens, mag ein jeder die Lehrsätze des eingeführten Glaubenssystems oder die

Ver-

Verordnungen einer hohen Landesregierung mit den verwegensten, bittersten Zweifeln angreifen: sie werden das nie, auch nicht mit einem Gedanken, zu ahnden suchen.

Weil sie leider! nicht *können:* wird man hier sagen; aber wenn nur sonst jene Herren einige Einsicht besitzen, so darf man ihnen zutrauen, daſs sie auch wirklich nicht wollen. Darum nicht: weil zuerst jenes leise, einsame Denken immer unwirksam und also unschädlich bleibt; und weil zweitens es auch hiemit ein Ende nehmen muſs, sobald nur erst die heilsame Absicht, das laute, gemeinsame Denken zu verwehren, erreicht ist.

Jener Seemann, der auf eine wüste Insel des Südmeers ausgesetzt und beim Absegeln des Schiffs zurückgeblieben war, hatte, als man nach einer Reihe von Jah-

ren ihn endlich wiederfand, seine Sprache verloren. Warum? weil er in so langer Zeit Niemanden gehabt hatte, mit dem er laut hätte reden können. — Laſst die Menschen, nur Ein Menschenalter hindurch, nicht mehr laut mit einander denken dürfen; und seid gewiſs, sie haben ihre Denkkraft verloren. —

Was bewegt denn aber jene Eiferer zu ihrem so bittern, erklärten Haſs gegen das Denken? — Wenn wir sie selbst hören, so ist es theils ihre Frömmigkeit, ihre herzliche Anhänglichkeit an die Religion; theils ihr patriotischer Eifer für den Staat, ihre Vaterlandsliebe. »Die Zweifel, sagen sie, werden so frech und so wild, daſs sie Alles umzukehren und aufzulösen drohen, und wenn man sich nicht bei Zeiten entgegenstämmt, so werden sie zuletzt alle Staaten, ja selbst den

Himmel erschüttern.« — Den Himmel! — Es scheint als ob die Herren noch an das alte Mährchen von einem himmeltragenden *Atlas* glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amtes mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten, und die angestrengten Arme nur wieder sinken lassen: denn jenes grofse Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und braucht zum Feststehen wahrlich nicht solcher ohnmächtigen Stützen. So lange eine Vernunft noch denkt und ein Herz noch fühlt, ist die Gottheit sicher auf ihrem Throne.

Mit den Staaten freilich ist es ein andres; aber doch klingt es seltsam, dafs gerade die Denkfreiheit sie untergraben und umstürzen sollte. Was diese thun kann, ist doch nur einzig das: dafs sie

die Schwächen in der Grundlage und Verfassung des Staats, die Fehler in der Führung und Verwaltung desselben aufdeckt; daſs sie den Mitteln nachforscht, wodurch ihm kann geholfen, wodurch er blühender und glücklicher kann gemacht werden; und das soll heiſsen: ihn umkehren, zerrütten, zertrümmern? — Wenn ein Bauverständiger mit aufmerksamem Blick ein schadhaftes Gebäude durchgeht, und nun dem Besitzer räth, welche Wand er einschlagen, welchen Boden er aufbrechen soll; wirft er ihm damit das Haus über den Kopf zusammen? Oder wenn ein Arzt die Ursache von den Leiden seines Kranken ausspäht, und ihm die Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen, wodurch sein Schmerz kann gelindert werden; thut er ihm damit an seiner Gesundheit, an seinem Leben Ab-

bruch? — Wer Gefahr läuft, ist hier offenbar nicht der Hausbesitzer und nicht der Kranke: es ist das Ungeziefer, das in der Wohnung des einen, oder in den Eingeweiden des andern sein Wesen treibt, und das freilich in große Noth kömmt, wenn es beim Einreißen und Umbauen seine gewohnten Schlupfwinkel verliert, oder wenn die Arzenei an dem Schlamm und dem Moder, worin es zuchtet, zu lösen und wegzuräumen anfängt.

Mag es seyn, was man klagt: daß es den meisten der Rathschläge, die gegeben werden, an Weisheit und Anwendbarkeit; dem Tone, worin sie gegeben werden, an ehrerbietiger Bescheidenheit fehlt: muß man darum ein allgemeines todtes Schweigen, auch dem Klugen und dem Bescheidnen, gebieten? — Ob jene erstere Klage Statt finde, das kann man

doch, beim Himmel! nicht eher wissen, als bis man hört; und durch diese letztere wird man doch nimmermehr sich wollen abhalten lassen, einen wirklich weisen, heilsamen Rath zu erfahren? Überdies wird ja den Thoren ein Klügerer schon zurechte weisen; und dem Machthaber bleibt es ja unbenommen, Frechheit an einem Denker so gut, als an jedem Andern, zu strafen.

Doch wozu eine Sache noch erst vertheidigen wollen, deren Güte auch ihre eignen Feinde wohl nicht bezweifeln! Oder wie? Sollten wirklich die Herren, die gegen die Denkfreiheit ein so lautes Geschrei erheben, und uns den Schaden den sie in Zeit und Ewigkeit anrichten soll, mit so gräſslichen Farben schildern; sollten sie wirklich nicht wissen, daſs eine bis zur höchsten Einfalt geläuterte Reli-

gion zu den beiden Zwecken, der Besserung und der Beruhigung des Menschen, noch immer hinreichend, ja dafs nur sie zur Erreichung dieser Zwecke geschickt ist? Sollten sie wirklich nicht wissen, dafs man einem Staate Glück wünschen müfs, wenn er in seinem Schoofse recht viel der denkenden, patriotischen Bürger nährt, die seine Mängel, wie seine Vorzüge, ergründet haben, und die keins der Mittel unerforscht oder ungeprüft lassen, wodurch seine Wohlfahrt kann erhöht, seinem Verfalle kann vorgebaut werden? — Es scheint, dafs Eins von Beidem jene Herren uns nothwendig werden erlauben müssen: entweder, dafs wir sie ihres Verstandes wegen bedauren, oder sie ihrer Denkungsart wegen verachten. Denn bewundern und lobpreisen werden wir doch die Falschheit nicht sollen, womit sie im-

mer nichts, als Himmel und Vaterland, auf den Lippen, und nichts, als ihr eignes armseliges Ich, auf dem Herzen tragen. —

Die Religion sollt' es seyn, wofür der Diener des Altars mit diesem frommen Schaum vor dem Munde eifert? Das Vaterland sollt' es seyn, wofür der Diener des Machthabers in einem so empörten und so empörenden Ton seine Edicte abfaſst? — Das Ansehen, die Vortheile sind's, die der eine dieser Herren dem blinden Glauben des Volks, der andre seinem blinden Gehorsam verdankt, und die sie nun beide sich wollen erhalten wissen, sollte auch alle Wahrheit und alles Menschenwohl darüber zu Trümmern gehen. — Daſs sie so eifrig einer für des andern Rechte, wie für ihre eigenen, kämpfen; das mag uns weder irren, noch

Wunder nehmen: sie wissen zu gut, diese Herren, daſs ihre Vortheile, wie verschieden sie immer scheinen und in andern Verhältnissen auch wirklich sind, doch im Kriege gegen die Denkfreiheit ganz genau in einander greifen; daſs blinder Glaube für blinden Gehorsam, und wieder blinder Gehorsam für blinden Glauben, die eigentlich passende Stimmung giebt, und daſs Gewissen allein, oder Furcht vor Strafen allein, lange nicht so sicher und kraftvoll wirkt, als beide Mittel vereinigt. Daher ihr Zusammentreten, ihr groſsmüthiges Vergessen aller gegenseitigen Klagen, sobald es ihrer gemeinschaftlichen Feindinn, der verhaſsten Denkfreiheit, gilt. Und freilich ist diese Denkfreiheit von so unruhiger, aufrührerischer Natur, daſs sie auf nichts weiter sinnt, als wie sie die Altäre des Aber-

glaubens umstoſsen, Miſsbräuchen und Unordnungen aller Art auf die Spur kommen, Entwürfe und Absichten jedes Schlechtdenkenden an das Licht ziehn, und Fürsten und Völker über ihre eigentlichen wahren Vortheile belehren soll. Was, nach ältern Rechten, für so schreiende Bosheiten der Empörerinn zukäme, wäre, wenn Geistliche urtheilten, der Scheiterhaufen, wenn Weltliche urtheilten, das Schwert; aber in unsern verderbten — oder, wie man es gerne beschönigen will, in unsern verfeinerten, gesitteten — Zeiten darf man ein so hartes Urtheil schon nicht mehr sprechen, um nicht ganz seinen Zweck zu verfehlen. Das gelindeste indessen, was gesprochen werden kann, ist: Verbannung. —

Unbegreiflich bleibt hiebei nur das: woher man den Muth oder vielmehr die

Schamlosigkeit nimmt, dem Fürsten ein solches Verbannungsurtheil vorzulegen, und ihm zur Vollziehung desselben, auch nur von fern, einen Antrag zu thun. Ist er weise, und versteht er sich auf seinen wahren Vortheil, der mit dem Vortheile des Staats immer so Eins ist, so scheint das Unternehmen in der That etwas tollkühn. Denn ihm sagen: Unterzeichnen Sie, gnädigster Herr, diesen Befehl gegen die Denkfreiheit! heiſst dann anders nichts, als ihm sagen: Verläugnen Sie, gnädigster Herr, Ihre gewohnte Einsicht und Klugheit! handeln Sie einmal, als ob Sie ganz so schlecht und so unedel dächten, wie wir! Treten Sie mit uns, den unwürdigen Dienern des Hauses, von welchem Sie Vater und Herr sind, zu Einer Verschwörung zusammen; und werfen Sie diese beschwerliche Aufseherinn,

die Denkfreiheit, die uns bei unsern kleinen Diebereien jeden Augenblick zittern macht, mit eigner höchster Hand über die Schwelle!

WITZ.

»Aber was haben Sie denn gegen den Herrn?« — fragte man einen Gelehrten, als er seine Abneigung gegen einen gewissen Staatsminister zu erkennen gab, und ihn durchaus nicht besuchen wollte.

»Er ist witzig,« erwiederte der Gelehrte.

»Nun? Und ist Witz denn ein Fehler?«

»An einem Groſsen — ja!« —

Vorausgesetzt, daſs hier der neckende, der spöttelnde Witz gemeint war; so hatte der Gelehrte nicht Unrecht: denn wirklich hat der Groſse weit mehr Ursache, über seinen Witz zu wachen, als der Privatmann.

Mit einem Privatmanne kann man zu thun, oder nicht zu thun haben, kann zu ihm kommen, oder nicht zu ihm kommen. Zu dem Groſsen führen uns theils unsre Verbindungen, theils sind wir ihm, Standes und Ansehens wegen, die Aufmerksamkeit schuldig, wenn er selbst uns sucht, ihm nicht auszuweichen. Im Dienste fehlen, ist oft lange nicht so gefährlich, als, wenn man geladen ist, an der Tafel fehlen. Gnade von Höhern will angenommen seyn; Höflichkeit von unsers Gleichen läſst sich verbitten.

Dem witzigen Privatmann kann man mit seiner eigenen Münze bezahlen, wenn man selbst nicht ohne Witz ist; mit einem Groſsen muſs man behutsamer gehen. Ihn zu beleidigen, ist gefährlich, und im Witzspiel einen empfindlichen Fleck zu treffen, so leicht. Ja selbst, daſs

man ihm im Witz überlegen ist und ihn zum Stillschweigen bringt, kann ihm Beleidigung dünken.

Der Geringere also, wenn er einige Weltklugheit besitzt, findet sich gegen den Grofsen in einer sehr nachtheiligen Lage, und es ist von dem letztern höchst unedelmüthig, diese nutzen zu wollen.

Aber auch für den Grofsen selbst ist wenig Vortheil bei seinem Witze. Schweigt der Angegriffne, oder sucht er eine bescheidne Wendung, um auszuweichen; so mögen Schmeichler den Witz des erstern mit noch so lautem Lachen bewundern: im Herzen fühlt doch ein jeder, dafs der Kampf nicht wegen Überlegenheit des Geistes, sondern des Standes, ungleich ist, und dafs der Spötter sehr unsanft mögte zu Boden gestreckt werden, wenn nicht seine äufsre Würde ihn hielte.

Und wenn nun der Angegriffne frei genug denkt, um sich über sein Verhältniſs hinwegzusetzen, und es auf Wohl- oder Übelnehmen zu wagen: wie unangenehm kann der Ausgang des Kampfs für den Groſsen werden! Vorzüglich, wenn der Geringere wirklich gereizt worden, und Galle in seinen Witz mischt; oder wenn der Groſse, wie das so oft der Fall ist, zwar gerne Stöſse austheilt, aber die Miene nicht finden kann, womit er Gegenstöſse hinnehmen soll.

Gleichwohl würd' es Albernheit verrathen, wenn man nur immer Ausfälle thun, und keine Gegenausfälle erlauben wollte. — Wem für seine Würde bange wird, der bleibe in seiner Würde!

Zar *Peter*, den seine Zeit, sein Vaterland, seine Erziehung entschuldigen, zeigte einem gewissen Koch, so oft er

ihn

ihn ansichtig ward, das Zeichen der Hahnreihschaft, weil die Untreue von dem Weibe des Kochs öffentlich bekannt geworden. Er trieb den Scherz so oft und so ausgelassen, daſs der erbitterte Koch ihm endlich derb auf die Finger schlug, um sich Frieden vor ihm zu schaffen.

Schickte es sich für den Zar, so etwas zu dulden? Und gleichwohl: mit welchem Rechte konnt' er es übel nehmen oder bestrafen? —

Nicht, als ob aus dem Umgange und von der Tafel der Groſsen aller gesellschaftliche Witz, alles frohe Gelächter verbannt seyn sollte. Es ist hier offenbar nur von muthwilligen persönlichen Neckereien und Ausfällen die Rede, die dem Groſsen gegen den Geringern nie ziemen, obgleich der Hang dazu so gemein ist.

NATIONALEHRE.

Zu dem letzten Herzoge von Celle, der mit einer Französinn vermählt und von lauter Franzosen umringt war, sagte einst einer dieser Ausländer: »Drollicht, Monseigneur! Sie sind der einzige *Etranger* hier im Zimmer.«

Ob dieser Einfall bei dem Fürsten mag Glück gemacht haben? O ganz gewiſs! Was von einem Franzosen herkömmt, ist Leckerbissen; es sei Ragout oder Bonmot. —

Aber, ruft hier ein Deutscher Prinz, kann man denn auch mit andern Menschen leben, als mit Franzosen? Sie sind mitunter ein wenig zudringlich, frivol, süffisant; immerhin! Sie haben doch un-

endlich viel Geist, Lebhaftigkeit, Witz, und dabei etwas so Souples in ihrem Charakter, etwas so Sociables — —

Wohl! So leben denn Ihro Durchlaucht mit Franzosen! Es wäre sehr anmaſsend, Ihren Geschmack bespötteln, oder Sie in der Wahl Ihres Umgangs beschränken zu wollen. Auch haben Sie in dem, was Sie sagen, nicht Unrecht: die Franzosen sind wirklich ein Volk, das sich eben so viel Liebe zu erwerben weiſs, als es Hochachtung verdient.

Nur, wenn man bitten darf, so lassen es Ihro Durchlaucht mit dem Lobe des fremden Volks genug seyn, und gehen Sie nicht zu einer Vergleichung desselben mit dem Ihrigen über! Der Nationalcharakter, den Sie kennen, mögte sich sonst in's Spiel mischen, und die Vergleichung ein wenig zu deutsch gerathen.

Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn Ihro Durchlaucht dem lebhaften Franzosen nun gleich den trägen Deutschen, dem feinen Franzosen den plumpen Deutschen, dem witzigen Franzosen den geistlosen Deutschen entgegenstellten.

Möglich, daſs über ein solches Urtheil Niemand so sehr erschräke und so sehr in Verlegenheit käme, als ein eben anwesender Franzose selbst. — Himmel! würde er bei sich denken, sind Monseigneur denn nicht selbst ein Deutscher? Trifft nicht Sie die Verachtung mit, die Sie auf Ihr ganzes Volk wälzen wollen? Glauben Sie, die Natur eines Deutschen darum ausgezogen zu haben, weil Sie eine fremde Sprache jargonniren?

Jargonniren klingt hart; aber im Denken, muſs man wissen, ist der Franzose eben so geradezu, als der Deutsche; er

ist nur darin feiner, daſs er seine Gedanken versteckt.

So würd' er, zum Beispiel, in vorliegendem Falle weder zustimmen noch abstimmen wollen; er würde sich mit einer Wendung herausziehn. Das Genie, würd' er etwa mit Lächeln sagen, thut doch nichts so gern, als verstärken: der lebhafteste Dichter bringt in seine Charaktere den schärfsten Contrast, der ausdruckvollste Maler in seine Gesichter den meisten Schatten.

Und damit hätte er dann dem Prinzen ein scheinbares Compliment hingeworfen, das dieser selbst vielleicht für Lob, jeder Andere für Spott nehmen würde.

Wär' es nicht besser gewesen, Ihro Durchlaucht hätten Ihr Urtheil ein wenig gemildert, und lieber bloſs gesagt: die

Nation hat der Stufen zu erreichen noch vor sich; andere Nationen sind ihr in diesem, in jenem Stücke zuvorgekommen; sie ist indessen auf gutem Wege, und man darf viel von ihr hoffen?

Ein solcher Ton würde weder den Deutschen verdrossen, noch den Fremden gejammert haben: beide würden den Prinzen seiner Einsichten, seines Geschmacks wegen loben; und wenn vollends der Letztere in wahre Bewunderung ausbrechen sollte, so dürften Ihro Durchlaucht nur noch fortfahren: Was Literatur betrifft, so ist der Deutsche mit den Werken der Ausländer genau bekannt; es ist unmöglich, daſs die Wunder, welche er von diesen gethan sieht, ihn nicht eifersüchtig machen sollten, und diese Eifersucht wird ihn anfeuern, spornen; sie wird ihn über sich selbst erheben.

Vortrefflich! würden hier vereinigt Franzose und Italiäner rufen, die nun weder mit ihrer Eitelkeit noch mit ihrer Artigkeit mehr zu kämpfen hätten. Einen solchen deutschen Prinzen lassen wir gelten; der weiſs sich in seiner eigenen Nation zu schätzen, und ist dabei gegen fremde Nationen so höchst gerecht. — —

Ärger als arg macht es derjenige Prinz, der die Nation, in Hinsicht auf ihre Geisteskräfte, nicht bloſs für jetzt, sondern für alle Zukunft herabwürdigt; der sie nicht bloſs darum verachtet, weil sie noch wenig *ist*, sondern auch darum, weil sie nie etwas seyn wird.

Aber, fragt man, wie ist ein solches Urtheil wohl möglich? So: daſs Seine Durchlaucht, wie Sie so gerne thun, über die ganze Sprache der Nation Gericht halten, und solche für äuſserst rauh, bar-

barisch, misstönend, weitschweifig, ungelenk; kurz, für elend in Bestandtheilen und im Zusammenbaue erklären. Mit einer solchen Sprache, wie man wohl sieht, führe die Nation äusserst übel: sie könnte sich nicht von ihr losreissen, und doch auch nichts mit ihr leisten; alle Seelenkräfte wären ihr wie gelähmt, und all' ihr Aufstreben nach Vortrefflichkeit wäre eitel. Das Vögelchen säſse an der Leimruthe fest, und könnte wohl flattern, aber nicht fliegen.

Soll man hier lieber ausrufen: die arme Nation! oder: der arme Prinz? — Daſs Letzterer die Sprache fast gar nicht kennt, ist entschieden; und doch wagt er es, sie zur Beschämung eines ganzen Volks zu verwerfen? Weiſs er denn nicht, daſs Völker, wie einzelne Menschen, sich nichts so ungern absprechen lassen, als ihren Kopf, ihren Witz? —

Nordens Herrscher haben sich hierin anders genommen, und wie man sagen muſs, feiner. Sie haben dem Geiste der Nationen, denen sie einmal angehörten, keine verächtliche Blicke gegeben; haben die Sprache derselben sich nicht anekeln lassen. *Gustav* und *Katharina* haben es Ihrer nicht unwürdig geglaubt, in der eigenen Sprache ihrer Völker zu schreiben.

Steht Geist und Sprache Deutschlands hinter Geist und Sprache Schwedens und Ruſslands zurück? Oder fehlte es etwa *Gustaven* und *Katharinen* an Kenntniſs, an feiner Empfindung, an Urtheilskraft und Geschmack? —

Laſst uns den Himmel bitten, daſs es den Prinzen Deutschlands nur nie mehr daran fehle!

CULTURGRAD.

Prinzessinn *Kunegunde* von N. . . , ein Kind von nicht weniger Geist als Herzensgüte, sah aus ihrem Fenster dem traurigen Abschiede zu, den Väter, Mütter, Geschwister, von einer Menge junger Leute nahmen, die der Fürst, ihr Vater, nach Amerika hin bestimmt hatte. Sie fühlte sich durch diesen Anblick bis zu Thränen bewegt; und da sie weiter nichts für die armen Unglücklichen thun konnte, so raffte sie wenigstens ihr ganzes Bischen Baarschaft zusammen, um es ihnen hinunter zu schicken.

Noch an eben diesem Tage hatte sie eine Stunde in der Erdbeschreibung. — Wir gehen jetzt, sagte der Lehrer, nach-

dem wir die vier Welttheile im Allgemeinen betrachtet haben, zu unserm Europa, und gleich zu demjenigen Staate über, der für uns das meiste Interesse haben muſs, zu Deutschland. Deutschland ist eines der gröſsten, volkreichsten, mächtigsten, und in Ansehung seiner meisten Provinzen, wozu auch ganz vorzüglich die Provinzen Ihres Durchlauchtigsten Herrn Vaters gehören, eines der aufgeklärtesten und gesittetsten Länder Europens. —

»Ich bitte Sie, lieber Herr *S*..,« unterbrach ihn hier die Prinzessinn, »geben Sie doch ja auf Alles was Sie mir sagen, recht Achtung, und machen Sie nicht, daſs ich wieder, wie gestern, an öffentlicher Tafel beschämt werde.«

Beschämt, meine gnädigste Prinzessinn?

»Man sprach von einer abscheulichen Menschenart, die man Seelenverkäufer nannte, und bezeichnete die Häfen, in welchen sie ganz vorzüglich ihr Wesen trieben. Ich, um zu zeigen was ich gelernt hätte, fuhr heraus: das wären Afrikanische Häfen. — Der fremde Prinz, der jetzt hier ist, und der sich immer so gern über Alles aufhält, fing an zu lachen; die übrigen an der Tafel folgten ihm nach; und *cher père*, nachdem er erst recht gewiſs geworden, daſs wirklich die genannten Häfen Europäische wären, wollte gar nicht aufhören mich auszuschelten.«

Aber wie kamen Sie denn auch auf diesen Gedanken, liebste Prinzessinn?

»Durch Sie! — Wissen Sie noch, als wir die vier Welttheile mit einander durchgingen, daſs Sie mir von Afrika so sehr

viel Böses und Häſsliches sagten, und mir am Ende, als das Allerhäſslichste, den abscheulichen Menschenhandel nannten, der in der Welt nirgend, als dort, getrieben würde? Konnt' ich denn anders glauben, als daſs die Häfen, wo die schändlichen Seelenverkäufer sich aufhielten, in Afrika lägen?«

Es war aber damals, meine gnädigste Prinzessinn, nur von dem groſsen Menschenhandel die Rede; von dem nach Amerika hin.

»Da machen Sie mich nun wieder ganz irre. — Heute sagen Sie mir, unser Deutschland sei zu Europa gehörig, und doch sehe ich, wird auch hier Menschenhandel getrieben, und auch im Groſsen, und auch nach Amerika hin. Denn hat nicht *cher père* alle die schönen jungen Leute, die diesen Morgen von hier muſs-

ten, nach Amerika hin verhandelt? Es waren ihrer ja mehr, als einige tausend. Da müſste denn doch gewiſs, wenn auch keiner der Seehäfen, wo man die Menschen nur einzeln aufgreift, wenigstens unser Land, hier, wo man sie bei Tausenden fortschickt, in Afrika liegen. — Und daſs Sie es nun zu den aufgeklärtesten und gesittetsten Ländern Europens rechnen!« —

Wär's denn das nicht, liebste Prinzessinn?

»Unmöglich! Oder ich habe Alles von Ihnen ganz falsch verstanden. Sie sagten mir, eben bei Gelegenheit von Afrika, daſs sich Aufklärung und Cultur dieses Welttheils schon aus dem einzigen Umstande des Menschenhandels beurtheilen lieſse. Denn gewiſs sei in einem Lande weder Licht noch Bildung — o! ich er-

innre mich genau Ihrer Worte — — wo die Geringeren es duldeten, daſs man sie wie Schlachtvieh verhandeln dürfte, und wo die Groſsen den Muth und die Abscheulichkeit hätten, dergleichen zu wagen. — Ach, Sie setzten noch so Vieles hinzu, lieber Herr *S . . .*, das mir seit diesem Morgen gar nicht mehr aus dem Sinne will, und das mir ein recht schweres, drückendes Gewicht an das Herz hängt. Ich seufze in einem fort; und gewiſs nicht bloſs wegen der armen Menschen, die man hier weggeschleppt hat, sondern auch besonders, ganz besonders wegen *cher père.*«

Gnädigste Prinzessinn, sagte der sehr beunruhigte Lehrer: was kann ich gesprochen, was auch nur gedacht haben, das Sie Ihres gnädigsten Herrn Vaters wegen in diese Bewegung setzte? Ich

beschwöre Sie bei der Güte, die Sie gegen mich zu hegen so oft versichert haben — — . . . . . .

»Seyn Sie ruhig, lieber Herr *S* . . . ! Was wir hier reden, bleibt ja ganz unter uns: die Hofmeisterinn ist zum Glücke nicht da; und wenn ich's auch nicht um Ihrentwillen verschwiege, da man Ihnen wohl Manches sehr übel deuten mögte, so würd' ich es schon aus Wehmuth verschweigen; aus Scham, daſs es mein sonst guter und lieber Vater seyn muſs, den solche Vorwürfe treffen.«

Aber was denn für Vorwürfe? Um's Himmels willen! —

»Meinen Sie etwa, daſs ich nicht Achtung gebe? — Es war gleich in einer der ersten Stunden, daſs Sie mir von den vier Welttheilen im Allgemeinen einen Begriff zu machen suchten. Hier bei dieser

ser groſsen und bei den andern kleinen Inseln dort — — sie hatte in ihrem Atlas die Karte vom Südmeere aufgeschlagen — — sagten Sie mir, daſs man sie zum Fünften Welttheile hätte erheben wollen — womit aber Sie wenig zufrieden schienen; — und dann erzählten Sie, als Sie mir hier Neuseeland zeigten, von den dortigen Einwohnern und ihrer abscheulichen Sittenrohheit, und wie sie die armen Gefangnen, die ihnen in die Hände fielen, nicht allein todtschlügen, sondern sich auch ein Freudenmahl daraus machten und sie verzehrten. Eine Sitte, die sich auch noch bei andern wilden Völkern, als z. B. in Amerika fände. Die Engländer, fuhren Sie fort, hätten sich selbst von dem Wohlgeschmacke, den diese Barbaren am Menschenfleische fänden, durch gemachte Probe überzeugt;

und ein Otaheitischer Knabe auf ihrem Schiffe hätte sich still in einen Winkel gesetzt, und über das Elend der Menschheit Thränen vergossen. Ach, er ward mir so werth, dieser Knabe! — Merken Sie, sagten Sie dann zum Schluſs, daſs es die allerunterste Stufe der Barbarei ist, wenn Menschen ihres Gleichen verzehren: ein Gräuel, wovor auch unter den vernunftlosen Thieren alle edlere Gattungen einen Abscheu haben.«

Nun, meine liebste Prinzessinn? ich sehe nicht ein — —

»Lassen Sie mich nur erst Afrika haben! Da ist es! — Hier bei dieser Küste, lieber Herr *S*..., und dort weiter oben bei jenen Flüssen, wiederholten Sie erst, was Sie bei Gelegenheit von Neuseeland gesagt hatten; und dann machten Sie mich auf die zweite Stufe der Barbarei

aufmerksam, von der Sie ausdrücklich behaupteten, dafs sie über jene unterste des Menschenfressens sich nur wenig erhebe: auf das Menschenverhandeln. Sie konnten gar nicht fertig werden, mir Ihren Abscheu vor einer so ungeheuren Nichtswürdigkeit auszudrücken — Nichtswürdigkeit, lieber Herr *S* . . ., war Ihr Wort! — und dann sprachen Sie noch so Vieles von der Rohheit, der Verworfenheit Aller derer, die in diesen schändlichen Handel verwickelt wären; besonders auch von den afrikanischen Hungerleidern von Prinzen, die um eines geringen nichtswürdigen Gewinnstes willen das Blut ihrer Unterthanen an ein fremdes Volk nach einem fremden Welttheile hin verkauften. — Ich gab Ihnen damal in Allem so Recht, und stimmte in Ihren Abscheu mit ein; aber seit diesem Mor-

gen — — ach lieber Herr *S*..., ich mögte mich hinsetzen, wie der gute junge Mensch aus Otaheiti, und mögte vor Jammer und Scham über mein Vaterland, über *cher père*, und über das Schicksal der armen Menschheit weinen.« — Ihre Thränen flossen hier wirklich, indem sie ihr Gesicht, das ganz mit Schamröthe bedeckt war, zur Seite wandte. Sie bestätigte die Wahrheit von der Bemerkung des alten Griechen: daſs ein Kind durch nichts so gedemüthiget werde, als durch Gefühl von der Schmach seiner Eltern.

Die Verlegenheit des Lehrers über diese freilich von ihm veranlaſsten, aber so wenig beabsichtigten Ideenverbindungen läſst sich begreifen. Er versuchte allerhand Erklärungen, Einschränkungen, Unterscheidungen; deren aber keine dem zu feinen und richtigen Verstande der

Prinzessinn genug that. Zum Glück für ihn war sie edeldenkend genug, daſs sie schwieg; sonst, wenn die böse Laune *Sauls* über den Durchlauchtigsten Herrn Vater gekommen wäre, hätte Herr *S* . . ., zum Dank für seine Bemühungen, das Schicksal haben können, daſs er den nächsten Transport nach Amerika hätte schmücken müssen.

VERGELTUNG.

Bei dem steten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge, können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daſs sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben! sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unsern Zeiten geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiſs, daſs auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren

Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beispiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der *Gracchen*, das Elend der dort befindlichen Sklavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis auf's Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wüthriche war ein gewisser *Damophilus* aus Enna, der alle seine Sklaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreſste, und mit anbrechendem Morgen sie bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib *Megallis* war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten

Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden, war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Eltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sklaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem

Stoff, bis in alle drei Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des *Damophilus* brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen *Eunus*, sollte über den *Damophilus* ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sklaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer

Sklavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mifshandlung an ihr erschöpften, und sie dann nach ersättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in Aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschlofs, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Eltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevor-

stehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sichres Gefolge brachte man sie hinweg nach Katana, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Namen, auch die eines *Damophilus* und einer *Megallis*, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Namen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daſs auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

GESCHICHTE.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerinn, die aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. — Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen schlimmen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so oft neue Beispiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beispiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbeigeführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist

gleich thöricht, diese oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringste Übel, was für Euch daraus erwachsen kann, ist, daſs man an Euren Einsichten zweifelt. — Könige! laſst endlich ab von dem Wahne, als ob Ihr durch stete Erweiterung Eurer Gränzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte; und wollt Ihr mächtiger werden, so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaſst Euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen Euch mit Zerrüttung Eurer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet Ihr nicht, wie Ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer mög-

lich, daſs nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, eh' Ihr Euch in den Krieg wagt; sucht und sichert den Frieden, eh' Ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äuſsre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelche sie nicht satt werden sich zu berauschen. — —

Man hat vergleichende Lebensbeschreibungen von einzelnen groſsen Männern geschrieben; vergleichende Erzählungen von einzelnen groſsen Weltbegebenheiten

wären vielleicht keine schlechtere Arbeit. Hier zur Probe solcher parallelen Erzählungen nur eine, oder vielmehr nur die Hälfte davon: denn sobald der Fall aus der Vorwelt erzählt ist, wird den Fall aus der Mitwelt das Gedächtniſs eines Jeden ihm selbst erzählen. —

Die anfängliche Macht und Gröſse des Griechischen Kaiserthums war im siebenten und achten Jahrhundert schon tief herabgesunken, und das Reich in nicht der vortheilhaftesten Lage. Seine östlichen Provinzen wurden unablässig von einem eben so tapfern als grausamen Feinde, den Saracenen, bedroht, die schon öfter die kaiserlichen Heere überwunden, und vor den Thoren von Constantinopel selbst ihre Feldzeichen aufgepflanzt hatten. In den westlichen entferntern Provinzen hatte die Macht der Longobarden sich

immer weiter verbreitet, und es war von dem fruchtbaren obern Italien dem Kaiser schon nichts mehr übrig, als das sogenannte Exarchat von Ravenna. Im Norden hatte das Reich einen eben so muthigen, als mächtigen Feind an dem Bulgarenkönige, der in mehrern Schlachten gesiegt, sich in Thracien festgesetzt, und die umliegenden Gegenden der Hauptstadt auf das fürchterlichste verwüstet hatte.

So groſs noch immer, trotz allen diesen Unfällen, die Macht des Kaiserthums blieb; so gehörte doch nicht weniger Weisheit, als Tapferkeit dazu, um sie unter so nachtheiligen und schwierigen Umständen zu erhalten. Was man am sorgfältigsten zu verhindern hatte, waren innere Unruhen und Empörungen, als wodurch die Kraft, der Menge äuſserer Feinde

de zu widerstehen, nothwendig gelähmt werden mufste. Reformen, und besonders in Religionssachen, wo sie immer so sehr bedenklich und gefahrvoll sind, mufsten entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht ohne die äufserste Vorsicht und Behutsamkeit unternommen werden. —

Das Bilderstürmen, das demungeachtet Kaiser *Leo*, mit dem Zunamen der Isaurer, anfing, giebt uns freilich einen Beweis von seiner richtigern tiefern Einsicht in das eigentlich Wesentliche der Religion; auch können wir nicht anders, als den Muth und die Standhaftigkeit bewundern, womit er, trotz dem Widerstande herrschsüchtiger Geistlichen und eines schwachsinnigen fanatischen Volks, darin fortfuhr. Aber ganz wider alle Staatsklugheit war die Heftigkeit seines Ver-

fahrens, da er das Übel nicht bloſs allmählich einschränken, sondern auf einmal ausrotten, nicht durch Lehre und Unterricht das Volk nach und nach vom Aberglauben abziehen, sondern auf einmal durch Ansehen und Befehl erzwingen wollte was unmöglich zu erzwingen steht: eine vernünftige Gottesverehrung. Alle Rechtgläubigen, oder was ganz das Nehmliche sagt, alle Altgläubigen wurden von Entsetzen und Abscheu ergriffen, als sie die so heilig geachteten Gegenstände ihrer Verehrung, und unter diesen selbst das Bildniſs des Religionsstifters, überall heruntergebrochen, in Winkel geworfen, zerstückt oder verbrannt; in der Folge auch Klöster eingezogen, und Personen, die bereits der Gottheit geweiht waren, in die Welt und das bürgerliche Leben zurückgeführt sahen.

Der Geist der Empörung ward unter dem abergläubischen Volke, über diese zu rasche Aufklärung, in allen Provinzen rege: indessen gelang es dem Kaiser, obgleich nicht ohne Kämpfe und Blutvergieſsen, die Hauptstadt und die zunächst sie umgebenden Länder in Ehrfurcht zu erhalten. Aber unmöglich fand er dieses in Ansehung der entlegenern westlichen Provinzen, wo seine Macht natürlicher Weise schwächer, und das Volk dem alten Aberglauben, so wie dem Beschützer desselben, dem Bischofe von Rom, mit äuſserster Schwärmerei ergeben war. Die Unzufriedenheit brach hier in öffentliche Empörung aus, die bei der Beharrlichkeit des Kaisers auf seinem einmal erklärten Entschlusse, durch nichts mehr gedämpft werden konnte. Das ganze Land gerieth unter die Herrschaft der Longobarden,

der es zwar Anfangs durch fremde Hülfe wieder entrissen ward, aber auch sogleich unter dieselbe zurückfiel. Als die Longobarden es dennoch endlich verloren; so geschah dieses nicht an die ehemaligen Besitzer, die Griechischen Kaiser, sondern an den Gallischen Usurpator *Pipin*, der diese wichtige Eroberung dem Stuhle zu Rom zum Geschenke machte, und dadurch den ersten Grund zu der weltlichen Hoheit und Souveränetät des Römischen Erzpriesters legte. Für das Griechische Kaiserthum waren diese schönen Provinzen nun auf immer dahin; die Nachfolger *Leo's* fanden es unmöglich, auch noch im Westen zu fechten, da sie schon im Osten und Norden fochten, und da sie nicht selten alle ihre Kräfte anstrengen mußsten, um sich nur aufrecht zu halten. —

Hätte, nach einer so deutlichen Warnung, als sich aus diesem Falle für alle künftigen Herrscher ergab, der Fehler des *Leo* je wiederholt werden sollen? Hätte ein neues, schöneres und blühenderes Exarchat in die Gefahr kommen sollen, eben so wie Ravenna, und aus Anfangs sehr ähnlichen Ursachen, verloren zu gehen?

WIDERRUF.

Daſs unsre Groſsen lieber die Französische, als die Landessprache reden, ist an sich eben nicht tadelnswürdig. Ein gemeinschaftliches Mittel zur Verständigung mit Fremden, als mit welchen die Groſsen ohne Unterlaſs zu thun haben, muſs freilich seyn; und um dieses Mittel in die Gewalt zu bekommen, muſs man es üben. Aber zu bedauren ist es, daſs gerade im Französischen so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren.

Redensarten sind gleichsam das Kleid der Gedanken, und es ist nicht bloſs von Personen, sondern auch von Begriffen

wahr, dafs man sie nach ihrem Kleide behandelt. Nur zu oft richten sich Achtung oder Verachtung, Wohlgefallen oder Misfallen, nach bloſsen Ausdrücken, die, nachdem sie zu milde oder zu hart sind, das Böse angenehm, oder das Gute verächtlich zeigen.

Die Redensart: seine Meinung widerrufen, seinen Entschluſs zurücknehmen, läſst unser Urtheil über den Werth der Handlung unentschieden, und verweist uns, um diesen zu finden, auf Untersuchung der jedesmaligen Umstände. Die Redensart: sich Lügen strafen, sich ein *démenti* geben, rennt dieser Untersuchung zuvor, und läſst uns jeden Widerruf, wie pflichtmäſsig und heilsam er seyn mag, als schändlich und gehässig betrachten. Wenn uns ein Fremder ein *démenti* giebt, so reiſsen wir den Degen aus der

Scheide, um es zu rächen; und wie? wir sollten so leichtsinnig mit unsrer Ehre spielen, daſs wir uns selbst eines gäben? —

Freilich hat sich der Fürst eine Verordnung entreiſsen lassen, die tausend Unruhen und Verdrüſslichkeiten nach sich ziehen kann; freilich hat er ein Versprechen gegeben, das wider alle Staatsklugheit ist, oder in die Rechte eines Dritten unverantwortlich eingreift; freilich hat er, durch ein unvorsichtiges Wort, die Ehre eines rechtschaffnen Mannes auf's empfindlichste gekränkt: aber so gern er alles das wieder gut machte; wie soll er es anfangen? Das bloſse *Widerrufen*, wie es der Deutsche nennen würde, ginge schon an; aber sich ein *démenti* zu geben, wie es der Franzose nennt, ist doch unmöglich. Ja, wenn es hieſse: sich

eine *Aufklärung* geben! da wäre auf einmal die ehrlose Sache, wenigstens in solchen Ländern, ehrlich, wo die Aufklärung nicht noch verhaſster klingt als die Lüge.

Aber sollte man denn einer bloſsen Redensart, einem bloſsen armseligen Worte, diesen Einfluſs verstatten? Sollte um eines übelgewählten, zu harten Ausdrucks willen, unterlassen werden, was Klugheit und was Gerechtigkeit fordern? — *Heinrich der Vierte*, mit allem seinen richtigen Sinn für das Schickliche, gab sich, kurz vor der Schlacht bei Ivry, ein ganz öffentliches *démenti*, indem er einen beleidigten Officier, den Obersten *Schomberg*, mit einer Art von Abbitte umarmte; und wer fühlt nicht, wie sehr ihm dieses *démenti* zur Ehre gereicht? *Schomberg*, der brave Deutsche, verachtete den

König darum so wenig, daſs er eben in dieser Schlacht mit einem Muthe und einer Hitze focht, die ihm sein Leben kosteten. — —

Die Sache genauer erwogen; so heiſst Widerrufen freilich: sich zu einer Unvorsichtigkeit, zu einem Fehltritte des Verstandes oder der Leidenschaft, kurz, zu einem Irrthume bekennen; und darin liegt nun Schlimmes und Gutes neben einander: der Irrthum, und das Bekennen des Irrthums. Nur ist das Schlimme, wie man bald einsehen wird, bei weitem nicht in gleichem Grade schlimm, als worin das Gute gut ist.

Irren, wissen wir, ist das Schicksal der Menschheit; und wer sich zu einem Irrthum bekennt, giebt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und einer Schwachheit, die er

mit den weisesten, edelsten Menschen gemein hat.

Hingegen, wer seine Schwachheit ab- läugnen und beschönigen mögte; wer, um sich nicht bloſs zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauren läſst: der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu; er läſst sich, durch falsche Scham einer armseligen Eitelkeit, zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

Der edle Mann, der seine Eitelkeit so gut wie jeder Andre hat, fühlt den Widerstand derselben, aber ohne daſs er ihr nachgäbe: er bekämpft und besiegt sie, und bringt sie der wahren Ehre zum Opfer. Durch das Geständniſs einer sehr verzeihlichen Schwachheit giebt er den Beweis einer sehr hochachtungswürdigen Stärke.

Aber ohne Mühe ist denn doch nie dieser Kampf; ohne Scham ist für feinere Seelen, die den Trieb nach Vollkommenheit fühlen, und lieber schon in ihrem Besitze wären als um sie würben, nie das Geständniſs von Schwachheiten: und so nehmen sich diese aus jedem solchen Falle die Warnung, nicht so leicht von neuem zu irren, um nicht von neuem widerrufen zu dürfen. —

Verächtlich kann der Widerruf nur in zwei Fällen machen: wenn er entweder nicht freiwillig, sondern erzwungen, nicht aus Edelmuth oder verbesserter Einsicht, sondern aus Furcht und aus Feigheit erfolgt; oder wenn er so oft, mit so vielem Leichtsinn geschieht, daſs man sich nicht entbrechen kann, auf Mangel an Einsicht und Mangel an Ehre zugleich zu schlieſsen.

Der weise Fürst wird sich vor beiden Fällen so sorgfältig hüten, als möglich; er weiſs, daſs er sich dem erstern seinem persönlichen Ansehen, und in dem andern der ganzen Kraft seiner Regierung unendlich schaden würde. Einmal dafür bekannt, daſs er sich durch Widerstand eintreiben lasse; wie viel Widerstand bei jeder Gelegenheit muſs er fürchten! und einmal seine Verordnungen in dem Rufe, daſs sie nach Monaten, Wochen, Tagen schon ihm selbst nichts mehr gelten; was für Folgsamkeit für diese Verordnungen, auch in den dringendsten, wichtigsten Fällen, kann er erwarten?

Aus diesem Grunde ist es ihm Regel: ehe er irgend einen Entschluſs von Wichtigkeit faſst, alle Gründe dafür und dawider genau gegen einander abzuwägen, um, wenn er erst einmal diesen Ent-

schluſs erklärt hat, mit mannhafter Festigkeit ihn durchzusetzen, und den Schein eines schwankenden Willens, der immer von so übler Wirkung ist, zu vermeiden. Kleinere Unvollkommenheiten der getroffenen Einrichtungen wird er aus eben dieser Ursache so sehr nicht achten; nur, wenn er gröſsere, die von ernsthaften, bedeutenden Folgen seyn können, gewahr wird: so wird er durch keine falsche Scham sich hindern lassen, diese Einrichtungen wieder aufzuheben; er wird jeden besondern Entschluſs dem allgemeinen unabänderlichen Entschlusse unterordnen: so viel er kann und weiſs, die Glückseligkeit seines Volks zu erhöhen. Eben so, wenn ihn einmal Menschlichkeit zur Beleidigung der Unschuld, oder gar des Verdienstes, hinriſs, wird er nicht erröthen, seinen Fehler zurückzunehmen; er

wird auf das Beispiel *Heinrichs des Vierten*, oder das gleichermunternde *Karls des Fünften* von Frankreich sehen, der *darum* in der Geschichte gewiſs nicht weniger glänzt, weil er eine Ungerechtigkeit gegen einen würdigen und edlen Diener, den berühmten *du Guesclin*, wieder gut machen konnte.

FASSUNG.

Mangel an Geistesgegenwart bei unerwarteten widrigen Vorfällen ist einer der gröſsten Fehler an einem Fürsten. Wer sich an ein Steuerruder setzt, es sei um ein Schiff oder einen Staat zu regieren; der darf nicht immer nur auf heitern Himmel und hohes Meer, er muſs auch auf Stürme und klippige Ufer rechnen, und in Gefahr sich zu nehmen wissen.

Philipp von Spanien, der durch alle übrigen Eigenschaften seines Charakters empört und zurückstöſst, zeigt sich in dem einzigen Stücke groſs und bewundernswürdig, daſs er die widrigsten, selbst die schrecklichsten Nachrichten mit so viel Ruhe und Gleichmuth aufnahm. Als

er

er den Untergang seiner gegen *Elisabet* gerüsteten unüberwindlichen Flotte erfuhr, sagte er ohne sichtbare Erschütterung: »Ich hatte sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme gesandt.« — Diese Besonnenheit, diese augenblickliche Fassung des Gemüths, scheint uns einen wahrhaften König, einen Mann anzukündigen, der über ein ganzes zahlloses Volk nicht bloſs durch seinen Rang, sondern auch durch seine Seelengröſse hervorragt.

Klein und ärmlich finden wir dagegen *Philipp den Sechsten* von Frankreich, wenn wir von der Noth und Angst seiner Hofleute lesen, da sie ihm die unglückliche Seeschlacht bei *Sluys* hinterbringen sollen. Es war zwar freilich nichts Kleines, eine ganze Flotte von vierhundert Segeln an einem einzigen Tage einzubüſsen; aber, einmal in Krieg be-

griffen, mufste *Philipp* auf Verlust, wie auf Gewinn, auf Niederlagen, wie auf Triumphe, gefafst seyn, und man mufste ihm ein Unglück ankündigen können, ohne dafs man für ihn oder für sich selbst zu zittern brauchte.

Völlig kalt, oder wie man es zu nennen pflegt, sich völlig gleich, auch bei den gröfsten Unfällen, zu bleiben, ist nur dann möglich, wenn man gedankenlos ist; und eine solche Kälte würde also keinen Anspruch auf Ehre haben. Aber wahrlich hat ihn auch nicht jenes Unvermögen zum Widerstande, jene Seelenschwäche, die den Unfällen so ganz erliegt, dafs der Mensch entweder ohnmächtig niedersinkt, oder in eine wilde, sinnlose Wuth versetzt wird. In welchen von diesen Zuständen das Schrecken sich auflösen mag, so fühlen wir uns gewifs

zur Verachtung gereizt; nur wird das eine mal diese Verachtung einen Zusatz von Mitleiden, das andre mal von Hohn oder von Abscheu haben. Tobt nehmlich der Unglückliche gegen todte fühllose Gegenstände oder gegen Wesen der blofsen Einbildung an, wie gegen die Elemente, die Gestirne, das Schicksal: so hören wir nichts, als kindische Thorheiten, und können spotten; bricht er gegen lebende, empfindende Wesen aus, wie gegen den unschuldigen Boten oder den unglücklich gewesenen Führer: so sehen wir vielleicht auch Gräuelthaten, und müssen zittern. In Karthago hätte man den Admiral, den *Philipp* von Spanien gütig bei sich aufnahm, an's Kreuz geschlagen. —

Wie unendlich wichtig die Gabe der Fassung, des ruhigen Gleichmuths sei, das

zeigt sich vorzüglich da, wo gehandelt werden soll; wo ein grosses Interesse, vielleicht von ganzen Staaten, an der Entscheidung steht, und wo die Augen Aller, wie mit Einem Blick, sich auf den Mann an der Spitze heften. Hier nicht jeden sich darbietenden Vortheil, jeden vom Gegentheil begangenen Fehler, auf der Stelle inne werden und nutzen; zweifeln und Anstand nehmen, wo mit Blitzesschnelle müsste gedacht und ausgeführt werden; sich selbst erschrocken und bange zeigen, und gleich beim ersten Schwanken der Schale verzweifeln, statt mit rascher, kühner Hand sie zu ergreifen und niederzudrücken: welche Hoffnung zum guten Erfolg läfst das übrig, und welchen vortheilhaften Eindruck auf die Seelen der Mithandelnden kann es machen?

»Auch in mein Lager?« — ruft der

ganz verwirrte *Pompejus,* da er nach der Schlacht bei Pharsalia hört, dafs *Cäsar* zur Bestürmung desselben heranrücke. Und so, ohne irgend eine Vorkehrung zu machen, ohne die tapfern Cohorten, die nach seiner Flucht noch so muthigen Widerstand thaten, zu sammeln, zu ordnen, durch eigenen Muth zu befeuern, wirft er die Zeichen seiner Würde von sich, und flieht — einem Schicksal entgegen, das für ihn unendlich trauriger seyn mufs, als der Tod auf dem Schlachtfeld. Das Glück, das sein ganzes Leben hindurch bei ihm ausgehalten hatte, verläfst hier den Mann, der sich selbst hat verlassen können.

»*Labienus* flieht!« — ruft der unerschütterte *Cäsar;* nicht, weil der tapfre Feldherr wirklich floh, sondern weil er sich einen Augenblick entfernte, um sein

Lager zu decken. Und durch dieses einzige Wort wie zu neuem Leben erweckt, sammeln die schon wankenden, ermatteten, kaum mehr fechtenden Truppen ihre letzte Kraft, stürmen mit unwiderstehlicher Wuth auf den Feind, und entscheiden die berühmte, blutige Schlacht bei Munda, wo es, nach *Cäsars* eigenem Geständniſs, nicht bloſs den Sieg galt, sondern das Leben. Ein einziger wohlgenutzter Augenblick wirft dem Feldherrn das stolze Rom und fast alle Königreiche der Erde zu Füſsen. —

In neuern Zeiten hat vielleicht Niemand durch Ruhe in den miſslichsten Lagen, durch Festigkeit und Furchtlosigkeit mehr sich ausgezeichnet, als *Cromwell*. Das Schicksal, das er befürchten muſste, wenn der junge *Karl*, mit Rache für seinen ermordeten Vater im Herzen, sich

auf den Thron schwang, war schrecklich, und in mehr als einem Zeitpunkt war dies Schicksal ihm nahe. — Das eine mal hat *Karl*, oder haben vielmehr seine treflichen Generale, die in Schottland stehenden Truppen *Cromwells* und den aus Irland zur Verstärkung herübergeeileten *Ireton* schon auf's Haupt geschlagen; der Schottische Thron ist gewonnen, und der Weg zum Englischen scheint geöffnet. Das andre mal steht *Karl* schon tief in England selbst, mit einem furchtbaren, durch Englische Große verstärkten und unterhaltenen Heere; schon ist er Herr von Worcester, und wie bald ist nun Oxford, wie bald ist London erreicht! — *Cromwell*, als ob er ausdrücklich die Gefahr ihren höchsten Punkt will erreichen lassen, um mit desto größerm Ruhme sie niederzuschlagen, und Krieg und Empö-

rungsgeist auf ewig zurückzuschrecken, bleibt ruhig zu London bei seinen Geschäften; keine Miene, kein Wort von ihm verräth die mindeste Sorge; man sollte die Nachricht von den Fortschritten *Karls* für Erdichtung halten: so faltenlos und so heiter ist seine Stirne. Durch diesen Gleichmuth, diesen festen Glauben an sich selbst und an die Überlegenheit seines Geistes, wirkt er so, wie er will, beides auf Freunde und Feinde: der Haſs von diesen, so gern er in Thaten ausbräche, liegt ruhig fort an der Kette der Furcht; und der Muth von jenen, so natürlich er sinken müſste, schwillt empor und wird kühner. Auf einmal heiſst es: *Cromwell* steht an der Spitze des Heers! und gleich darauf: *Cromwell* hat Alles vor sich niedergetreten; der Feind ist nicht bloſs besiegt; ist vernichtet! — —

Aber, kann man hier sagen, ist es erlaubt, einen Mann wie *Cromwell*, der in der Geschichte eine so äufserst verhafste Rolle spielt, gleichsam zum Muster der Nachahmung aufzustellen? — Er war Kronenräuber, dieser *Cromwell*, Fanatiker, Königsmörder, ein in vielen Rücksichten verabscheuungswürdiger Mann; aber sein Muth und seine Festigkeit waren doch sicher gut und grofs: und Gutes und Grofses, mufs man nicht verschmähen, auch an einem Bösewicht zu bewundern.

Schade nur, dafs man hier mit dem blofsen Bewundern sich wird begnügen müssen; denn zu lernen und nachzuahmen ist so etwas schwerlich. Beispiele, wie das angeführte, wirken blofs auf diejenigen Seelen, in denen sie die schon vorhandene Kraft nur zu reizen und zu beleben brauchen; schwächern Seelen thei-

len sie die Tugend, die sie aufstellen, eben so wenig mit, als der Magnet seine Eigenschaften, außer dem harten ihm befreundeten Eisen, irgend sonst einem Metalle mittheilt. In andern Hinsichten läßt eine unvollkommene Natur durch Einsicht und festen Vorsatz sich um ein Großes verbessern; in Hinsicht der Entschlossenheit und des Muths, gerade am wenigsten: und das ist denn freilich wohl schlimm, da man seine Natur sich nicht wählt.

Ohne allen Nutzen wird indessen das Gesagte nicht seyn, wenn Fürsten von schwächerm Charakter sich die Lehre daraus abziehen wollen: daß sie mit dem Schlimmsten was in einer Lage geschehen kann, sich bei Zeiten vertraut machen, um, wenn es eintritt, weniger heftig davon gerührt zu werden. Vornehm-

lich aber: daſs sie aus eitler Ruhmbegierde sich bei keiner Gelegenheit an die Spitze stellen, wo ihre Verwirrung, Unschlüssigkeit, Muthlosigkeit, dem Vaterlande und ihnen selbst höchst verderblich seyn könnte. Doch dieser letztere Rath wird so gar wichtig nicht scheinen; die Muthlosen geben ihn am liebsten sich selbst.

MENSCHENWÜRDIGUNG.

Könige und Fürsten sehen die Menschen so viel öfter von ihrer schlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite, daſs sie gewissermaſsen zu entschuldigen sind, wenn sich Geringschätzung oder gar Haſs der Menschheit bei ihnen festsetzt.

Sind sie von Natur zur Milde geneigt, so wird dieser Haſs sich mehr in Betrachtungen, als in Handlungen ergieſsen; sind sie mit geringerer Empfindlichkeit geboren, so wird er sie hart und grausam, und dadurch, auſser ihrem Volke, auch sie selbst elend machen: denn Menschenhaſs duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieses Übel muſs die Betrachtung geben: daſs zum richtigen Urtheil über die Menschheit die Lage eines Regenten die am wenigsten vortheilhafte ist. Wenn dieser sich fragt: was sehe ich, das nicht böse oder verächtlich wäre? so muſs er zugleich sich fragen: was *kann* ich viel weiters sehen?

Der Regent ist zuerst Ausspender von Ämtern, Ehrenstellen, Reichthümern, Gnadenzeichen. Wie natürlich ist es, daſs ihm hier Habsucht und Hochmuth, mit den sie begleitenden Lastern des Neides, der Verläumdung, der Schmeichelei, jeden Augenblick sichtbar werden, indessen die sanften ruhigen Tugenden der Genügsamkeit und Bescheidenheit sich seinen Blikken entziehen!

Der Regent ist ferner nicht bloſs Ge-

setzgeber; er ist auch oberster Richter. Wie selten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Grofsmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntnisse bedürfen, und wie oft mufs er Streitsucht, Unterdrückung, Raublust, Bosheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufsicht. Wie leicht übersieht er hier Treue, Pflichtmäfsigkeit, Ordnungsliebe, die, weil sie der Regel gemäfs sind und nicht anders erwartet werden, immer nur schwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müssen Untreue, Versäumnifs, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohl gefährlich, seine ganze Aufmerksamkeit fesseln!

Sind denn aber jene liebens- und

hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil sie weniger sichtbar als die entgegenstehenden Laster sind, in der Menschheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daſs ohne Genügsamkeit und Bescheidenheit das Gewühl um den Thron unabsehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtigkeit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Groſsmuth das Elend viel verbreiteter und schrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich seyn müſste. —

Jungen Prinzen sollte man, zu ihrem und ihrer Völker Besten, recht früh es einprägen: daſs die bei weitem gröſsere Zahl ihrer Mitmenschen wenigstens nicht ihrer Verachtung und ihres Hasses, viele ihrer ganzen Hochschätzung und Liebe, und einige, wenn der Fürstenstolz dieses

Wort nicht zu stark findet, so gar ihrer Verehrung werth sind. Auf Verehrung nehmlich macht das gröſsere Verdienst, die erhabnere Tugend Anspruch; und wohl sehr selten, wenn anders je, mogt' es der Fall seyn, daſs unter den Tausenden, oder gar unter den Millionen, die ein Staat befaſst, gerade der Herrscher der edelste, würdigste Mann war. Was er von Tugenden besaſs, konnte freilich, wegen Erhabenheit seines Standortes, in vollerm Lichte und in weitere Ferne strahlen; aber dieser nur äuſsre, zufällige Vortheil giebt doch für den wesentlichen innern Werth keinen Maaſsstab. —

Indessen läſst sich noch zweifeln, ob Haſs und Verachtung gegen die Menschheit, diese traurigsten Erscheinungen in der sittlichen Welt, nicht vielmehr aus

dem

dem Bewuſstseyn seiner selbst, als aus der Beobachtung Andrer, entspringen. So wie bei den übrigen empfindenden Wesen, so ist es wahrscheinlich auch bei dem Menschen das Selbstgefühl, das, gleichsam instinctartig, sein Benehmen und seine ganze Gesinnung gegen die Mitgeschöpfe leitet; eine Gesinnung, die durch äuſsre Veranlassungen nur zum Ausbruche geweckt, nicht ursprünglich durch sie hervorgebracht wird. Eben deswegen sind Menschenverachtung und Menschenhaſs, wie sehr auch Manche in diesen Gesinnungen sich gefallen mögen, fast immer Schande für den der sie nährt; sie öffnen einen Blick in sein Innerstes, und lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf seine eigne Hassenswürdigkeit und Verächtlichkeit schlieſsen. Wer selbst gut

ist, hegt einen fast unüberwindlichen Trieb, die Menschen zu lieben; wer selbst böse ist, sie zu hassen.

Laſst also nie, Prinzen, durch die zunächst Euch umgebenden oder am öftersten Euch vorkommenden Unwürdigen Euer Urtheil von der Menschheit überhaupt bestimmen! Laſst, um der Ehre Eures eigenen Charakters willen, Euch nie zu Handlungen oder auch nur zu Äuſserungen hinreiſsen, die Euer Volk zur Wiedervergeltung auffordern und es reizen könnten, Euch für Menschenhaſs Fürstenhaſs, für Menschenverachtung Fürstenverachtung zurückzugeben! Ihr wähnet irrig, wenn Ihr Euren Stand zu erhaben glaubt, als daſs Ihr die Folgen dieser traurigen Wechselgesinnung zu fürchten hättet; es wird von Umständen, und

oft von solchen abhangen, die völlig ausser Eurer Gewalt sind, für welchen von beiden Theilen diese Wechselgesinnung verderblicher werden soll: ob für Euer Volk, oder für Euch?

VERTRAUEN.

Rosny hatte von *Heinrich dem Vierten* den Auftrag, mehrere der gröfsten und wichtigsten Generalpachtungen von Frankreich zu bereisen und die Verwaltung der Finanzen zu untersuchen. Seine Rechtschaffenheit, mit der ihm eigenen Thätigkeit und Klugheit verbunden, machte den Mitgliedern des Finanzrathes bange, dafs ihre Unterschleife hiebei an's Licht kommen mögten. Um sich zu retten, sprengten sie über das Benehmen *Rosny's* die nachtheiligsten Gerüchte aus, und wurden am Ende mit ihren Lügen so laut, dafs *Heinrich* wenigstens Unvorsichtigkeiten von seinem Günstlinge argwohnte, und ihn eiligst zurückrief.

Der Empfang des guten *Rosny* war ziemlich frostig. — »Warum beladet Ihr Euch nun,« fragte der König, »mit Gelde, das an Ort und Stelle von den Personen, denen ich es schuldig bin, pflegt gehoben zu werden? Ihr reizt dadurch Leute, an denen mir viel gelegen ist, zum Mißvergnügen gegen mich.«

»Sire! von Allem was ich mitbringe, gehört kein Pfennig weder den Prinzen von Geblüt, noch irgend jemanden, der von Ewr Majestät Besoldung zieht. Die sind alle bezahlt.« —

»Nicht möglich!« versetzte der König.

»Und werden auch den laufenden und die folgenden Monate bezahlt werden; denn vom Vorschußnehmen bin ich kein Freund.«

Heinrich ließ sich diese Aussage mehr

als einmal wiederholen und am Ende sogar beschwören: so fest hatte man ihn vom Gegentheil zu überreden gewufst. — »Aber,« fuhr er fort, »dafs Ihr eine solche Menge von Einnehmern und Beamten beim Kopfe genommen und sie hieher geschleppt bringt« — —

»Ich, Sire? — Ich habe wohl freilich einigen Ernst gebraucht; aber von Leuten, die ich beim Kopfe genommen und hieher geschleppt brächte, weifs ich kein Wort.«

Das Erstaunen des Königs stieg immer höher. »Denkt Euch,« rief er voll Unwillens aus, »was für Niederträchtigkeiten man sich erlaubt! was für Lügen man ausheckt! — Ich begriff auch nicht, wie Ihr so viel Lärmens hättet machen sollen, um eine so kleine und armselige Summe aufzutreiben, als ich weifs dafs Ihr mitbringt.«

»So klein und so armselig, Sire? Es sind anderthalb Millionen Reichsthaler.« — —

Man urtheile, wenn die Verläumdung mit solcher Frechheit vor einem klugen Könige lügt, mit welcher Frechheit sie vor einem einfältigen lügen werde; und wenn sie selbst Vertraute und Günstlinge angeht, deren Sache doch höchstwahrscheinlich zur Sprache kömmt, was von ihr der Fremde und der Gleichgültige zu erwarten habe, den sie hoffen darf ungehört zu erdrücken.

Wahrlich! es ist keine Untugend an Fürsten, etwas schwergläubig zu seyn: denn nie oder selten fehlt es, daſs sie nicht mit feinern oder gröbern Cabalen umsponnen wären; und Parteigeist, Eigennutz, Rachgier, Neid — was lieſsen wohl diese kleinen, eben so unruhigen

als nichtswürdigen, Leidenschaften zu ihrer Befriedigung unversucht?

Nur schliefse man nicht zu voreilig, dafs ein Fürst also wohl thue, keiner Anklage sein Ohr zu leihen, und in seiner vorgefafsten vortheilhaften Meinung durch nichts sich irren zu lassen. Glaube an Rechtschaffenheit und an Ehre ist freilich schön; aber blinder Glaube, so wie er nirgends in der Welt taugt, so taugt er auch hier nicht.

Einem Fürsten zwar, dessen eigener Charakter zweideutig ist, darf man diese Warnung kaum geben; ein solcher wird weit eher durch Mifstrauen fehlen. Aber ein Fürst von eigner ehrenvoller, biederer Denkungsart bedarf ihrer um desto mehr; die Leichtigkeit, womit er sein Vertrauen hingiebt, kann ihn in das gröfste Ungemach, oft wohl gar in's Verderben stürzen. —

Ein solcher Fürst, wenn sonst irgend ein andrer, war *Franz der Erste* von Frankreich: voll Ehre, voll Freimüthigkeit, voll Zutrauens, und durch diese so schönen und liebenswürdigen Eigenschaften einer der anziehendsten Charaktere in der Geschichte. Wer betrachtet ihn nicht mit Wohlgefallen, wenn er mit *Heinrich dem Achten* von England in dem sogenannten Lager von Goldstück zusammenkömmt, und durch einen einzigen Beweis edlen Zutrauens alle ängstlichen Verabredungen aufhebt? Oder wenn er mit Vergessenheit aller Beleidigungen, die in einer schlechtern Seele den unvertilgbarsten Groll würden erzeugt haben, sich auf das Schiff *Karls des Fünften* wagt, das im Sturm an die Küsten von Provence verschlagen worden, und in Person den Kaiser an das Land nöthiget, wo er ihn mit Höflichkeit überhäuft?

Aber eben diese arglose, gutmüthige Denkungsart führte auch den König in die nachtheiligsten Unbesonnenheiten. — Daſs er *Karln*, den er auf der bekannten Reise zur Bestrafung der Genter so vollkommen in Händen hatte, ruhig seinen Weg ziehen lieſs, ohne, wie es dieser in ähnlichem Falle gewiſs gethan hätte, ihn bis zur Erfüllung seiner Versprechungen zu verhaften: das wahrlich! kömmt hier nicht in Betrachtung; denn so zu handeln, war *Franz* der Achtung für sein Wort, war es dem Edelmuth seines Charakters schuldig: und wenn er am Ende betrogen ward, so fällt die Schande davon einzig auf *Karln*, der bei dieser Gelegenheit sich als echten, würdigen Enkel *Ferdinand's* des Katholischen zeigte. — Was hier vorzüglich gemeint wird, ist das Benehmen des Kö-

nigs gegen den schon verdächtig gewordnen, verrätherischen *Bourbon,* der durch seinen grofsen Ruf, seine Verbindungen, seine Talente, für ihn so wichtig war, und als Feind ihm so nachtheilig werden konnte.

Es lag ganz in der offnen biedern Denkungsart *Franzens*, dafs er, gleich auf den ersten Wink von den verrätherischen Absichten *Bourbons*, in Person zu ihm aufbrach, um von der Wahrheit oder Falschheit seines Verdachtes gewifs zu werden. Der Herzog war angeblich krank; es liefs sich annehmen, dafs diese Krankheit blofs gemacht sei, um den König auf seinem vorhabenden Feldzuge nicht begleiten zu dürfen; der erhaltene Wink von den geheimen Verbindungen des Herzogs machte diesen Argwohn natürlich. Offenheit liefs sich schon ohne-

hin von dem stolzen, verschloſsnen Charakter *Bourbons,* auch bei gleichgültigern Gelegenheiten, kaum hoffen, und wie viel weniger bei einem so schändlichen, so verbrecherischen Entwurfe! Dennoch konnte *Franz* die Krankheit des Herzogs für wahr, dennoch die Betheurungen der Unschuld, mit denen dieser freilich nicht karg war, für aufrichtig, und seine Äuſserungen von Empfindlichkeit und Kummer für lautre Sprache des Herzens nehmen. Die klügsten und wohlmeinendsten Räthe des Königs drangen auf die Verhaftung des Herzogs, obgleich diese in dem eignen Lande desselben nicht ganz ohne Gefahr war; aber *Franz,* von seiner Gutmüthigkeit und seinem Glauben an die Ehre eines sonst tapfern Ritters hingerissen, verwarf diesen Rath. . . .

Was den Verdacht gegen *Bourbon*

auf's höchste trieb, oder vielmehr, was ihn eigentlich recht begründete, war ein Umstand, der *Franzens* ganze Aufmerksamkeit hätte fesseln sollen. *Bourbon* sah sich von der Herzoginn von *Angouleme*, Mutter des Königs, und von dem Könige selbst auf das bitterste gekränkt; sein Stolz und sein Eigennutz waren bei dem berüchtigten Rechtshandel, den er mit der erstern über die grofsen Besitzungen seiner verstorbenen Gemahlinn führte, gleich sehr verwickelt, und dieser Rechtshandel nahm für ihn eine höchstunglückliche Wendung. Die Schuld davon lag keineswegen an der Schwäche der Gründe, die der Sachwalter des Herzogs für ihn anzuführen hatte; sie lag ganz sichtbar an den Ränken seiner mächtigen, durch verschmähte Liebesanträge empörten Gegnerinn, und an der zu zärtlichen

Nachgiebigkeit *Franzens*, der bei dieser Gelegenheit wohlgethan hätte, etwas weniger guter Sohn, und desto mehr guter König zu seyn. *Bourbons* ganzer, nur zu bekannter Charakter muſste den König fürchten lassen, daſs er auf die ausgezeichnetste, bitterste Rache sänne; wenn gleich freilich von der andern Seite es kaum zu glauben stand, daſs ein Prinz von Geblüt, und ein so ruhmvoller, sein Vaterland sollte verrathen, und es seinem Untergange, seiner gänzlichen Auflösung nahe bringen wollen. Genug, daſs, bei dem Widerstreit dieser Gründe, es wenigstens sehr zweifelhaft blieb, welche von beiden Empfindungen, ob die der Rache oder die der Ehre und Vaterlandsliebe, die mächtigere seyn würde: und so hätte *Franz* allerdings den Rathschlägen der Klugheit mehr, als den Einge-

bungen seiner Gutmüthigkeit, folgen; hätte nicht zögern sollen, das Vaterland und sich selbst durch Verhaftung eines so gefährlichen Mannes sicher zu stellen.

Um indessen gerecht gegen den König zu seyn, muſs man bemerken, daſs eben der Grund, der den bloſs klugen Mann hauptsächlich zu dieser Maſsregel hintrieb, den edlen gefühlvollen Mann desto mächtiger davon abzog. — *Franz*, der nur durch kindliche Anhänglichkeit an seine Mutter bei dem Rechtshandel des Herzogs geblendet und irre geleitet war, fühlte gewiſs in seinem Innersten, was er sich laut nicht gestand: daſs der Herzog unverantwortlich gemiſshandelt werde; und er sollte ihn jetzt, ohne noch entscheidende Beweise von seiner Verrätherei in Händen zu haben, von neuem, und noch grausamer, miſshandeln? sollte

durch Verhaftung desselben dem ganzen Königreiche, ja dem ganzen Europa sagen, daſs er den schimpflichsten Verdacht gegen seine Treue und Ehre hege, indem er ihn einer Felonie fähig halte, die, wie es vor *Bourbon's* und aller Menschen Augen da lag, auſser der Herzoginn und dem Könige, diesen eigentlichen Gegenständen seiner Rache, auch den ganzen schuldlosen Staat in's Verderben reiſsen muſste? — So zu handeln, fühlte *Franz* ohne Zweifel einen gerechten Abscheu, und dieser Abscheu, mit seiner natürlichen Arglosigkeit zusammengenommen, verführte ihn, dem Herzoge Glauben zu geben, und sich mit der unzulänglichen Maſsregel zu begnügen, daſs er ihn, unter freundschaftlichem Vorwande, bloſs der heimlichen Beobachtung *Pierrot's von Warry* übergab. Der Mann von Ge-

Gewissen scheut neue Beleidigungen um so mehr, je mehr er schon ältere zu bereuen hat; und der Mann von Ehrgefühl behandelt Andere so gern mit eben der Zärtlichkeit, womit er sich selbst will behandelt wissen. —

Bei der Achtung, die man für diesen König zu empfinden, und bei dem Antheil, den man an seinem Ruhme zu nehmen, sich nicht entbrechen kann; wie sollte man nicht wünschen, daſs er hier, statt einer Handlung der Gutmüthigkeit, lieber eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt, oder wenn er jene sich nicht versagen konnte, wenigstens diese der erstern vorausgeschickt hätte? — Ein freies Geständniſs, daſs er nicht völlig klar in der Sache des Herzogs mit seiner Mutter sähe, begleitet von dem königlichen Versprechen, daſs er die Vollziehung eines

widrigen Urtheils ohne eigne Überzeugung von der Rechtmäſsigkeit desselben nie gestatten würde, hätte wahrscheinlich den Vorsatz *Bourbon's*, zu den Feinden Frankreichs überzutreten, erschüttert; hätte ihn in der pflichtmäſsigen Treue gegen seinen angestammten rechtmäſsigen König erhalten: oder wo nicht, so hätte doch ein solches Versprechen den Verräther in den Augen aller Welt noch weit schwärzer, so wie die Unvorsichtigkeit des Königs, der auf die Wirkung seines Edelmuths bei einem nicht ganz fühllosen Manne rechnen durfte, weit geringer gemacht. Wir hätten dann über den Fall mit dem Herzoge ohngefähr eben so, wie über den Fall mit dem Kaiser, geurtheilt.

Mögten doch Fürsten den tiefsten Abscheu gegen alle Ungerechtigkeiten gewinnen, weil jede sie so gern entweder

in eine Kette von neuen Ungerechtigkeiten, oder auch in Fehler und Widersprüche hineinzieht, die gleich nachtheilig für ihre Ehre, als für ihre Ruhe und Zufriedenheit sind.

JUGENDFLEISS.

Jünglinge von einigem Geist tragen sich gern mit allerhand grofsen Erwartungen, mit allerhand stolzen Entwürfen für ihre Zukunft. — Wenn aus dem, was sie einst zu werden sich einbilden, kein Schlufs auf das gilt, was sie einst wirklich seyn werden; so ist doch gewifs, dafs die gänzliche Abwesenheit solcher Jugendträume nicht viel Gutes verspricht. Wünsche können ohne Kraft und Talent seyn; aber nie sind Kraft und Talent ohne Wünsche.

Den Inhalt jener wachenden Träume giebt gemeiniglich die vorhergesehene künftige Bestimmung, verbunden mit der überwiegenden Neigung. Der Prinz von feuriger Seele wird in Gedanken an der

Spitze siegreicher Heere glänzen: nicht, wenn er edel ist, als Eroberer, aber als Schutzgott eines geängsteten Volks; der Prinz von mildrer Gesinnung wird seinen Namen durch weise Wohlthätigkeit und durch Gesetze verewigen, die einen *Numa* eben so, wie die Thaten von jenem einen *Cäsar*, verdunkeln werden. —

Um zu wissen, welche Hoffnung zur Frucht diese lieblichen Blüthen geben, die den Frühling des Lebens so schön und angenehm machen, müssen wir aufmerken, wo die Thätigkeit des Jünglings hinwirkt. Ein sehr schlimmes Zeichen wird seyn, wenn er zu sehr den Zerstreuungen und Vergnügungen nachhängt, als welche die Seele nicht allein leer lassen, sondern sie auch erschlaffen; ein desto bessers, wenn er den regen lebendigen Trieb fühlt, sich alle die Fertigkei-

ten und Kenntnisse zu verschaffen, durch welche die Erreichung seines Zwecks einzig möglich ist: Kenntnisse, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie die Menschheit vorwärts geht, immer verwickelter, mannichfaltiger, mühsamer werden.

Also: mit welchem Eifer bereitet der Prinz sich zu dem grossen Manne vor, der er einst künftig im Felde oder im Cabinette seyn will? Welche Meister in der Kunst, worin er zu glänzen denkt, sucht er auf, und mit welcher Aufmerksamkeit, welcher Theilnahme hängt er an ihren Lippen? Wie viel hat er schon in den nöthigen Vorarbeiten geleistet; welche Fortschritte in Meſskunst, Länderkunde, Geschichte, populärer Weltweisheit gemacht? Über welche Feldzüge welcher Helden, oder welche Verfassungen welcher Länder, weiſs er schon mit einiger

Einsicht zu reden? Welche der vortreff-lichen Werke, die für sein Fach geschrieben worden, hat er bereits gelesen, und welche andre liegen noch da zum Lesen?

Daſs man uns ja nicht antworte: alles das werde kommen; die Jugend sei die Zeit des Genusses, und man sei nicht umsonst mit groſsen Ansprüchen geboren; jetzt schon anhaltenden eisernen Fleiſs von dem Prinzen fordern zu wollen, sei grausam. Einmal will doch der Prinz zu dem Ziele hin, wo er den Lorbeer aufgesteckt sieht, und der Weg bis zu diesem Ziele ist weit; wer nicht, raschen muntern Tritts, gleich am Morgen des Lebens ausgeht, der mag sehen, wie früh vor Abend er ankömmt. — Aber leider! müssen wir fürchten, daſs der jetzt noch unthätige, auf nichts als Vergnügen erhitzte Jüngling den ganzen Weg nie

betreten, dafs er die Ausführung seiner Vorsätze von einem Tage, Monate, Jahre zum andern aufschieben, und so am Ende entschiednen Hang für jenes selige *Far niente* gewinnen werde, worin schon so mancher grofse, edle Gedanke zum ewigen Vergessen entschlief. »Der Faule stirbt über seinem Wünschen,« hat der Mund eines weisen Königs gesagt.

Hiemit ist indessen nicht ausgemacht, dafs die Regierung des Prinzen nicht einst wirklich sehr glänzend seyn werde; aber wohlgemerkt: sie ist es nun nicht mehr durch ihn selbst, sondern durch seine Diener; nicht mehr durch seine eigenen, sondern durch fremde, für ihn thätig gewordene Kräfte. Der Antheil, der von der Ehre dieser Regierung ihm zufällt, wird genau derselbige seyn, den er an ihren Sorgen und Arbeiten nahm, und

dieser, wie man leicht erkennt, wird wieder im genausten Verhältniſs mit den ihm beiwohnenden Einsichten, Kräften, Tugenden stehen. So wie diese sich stufenweise vermindern werden, so auch nothwendig sein Ruhm; bis hinab zu jener untersten Stufe, wo weiter nichts von ihm gesagt werden kann, als daſs er das Gute wenigstens nicht gehindert, die groſsen Männer, die das Glück ihm zuführte, nicht neidisch entfernt, die ihm vorgelegten Entwürfe gut geheiſsen, und ihre Ausführung begünstiget habe. Waltet bei diesem Allen noch einige eigne Einsicht und wirkliche Neigung ob, Gutes und Groſses, wenn auch nicht selbst zu stiften, doch zu befördern: so hat der Prinz noch immer einige Ehre, und die Geschichte nennt ihn nicht ohne Beifall; geschiehet Alles aus bloſsem Unvermögen

zum eigenen Wirken, aus Sorglosigkeit, aus Furcht wohl gar vor den schon zu angesehenen, zu mächtig gewordenen Dienern: so geht natürlicher Weise die Ehre, zugleich mit der Geisteskraft und der Charaktergüte, in ihr Gegentheil über.

Aber, kann man hier sagen, dringt denn der Blick der Welt bis in's Innre der Cabinetter, und wird sie so genau die Verdienste des Prinzen ausmessen, seinen Antheil an allem dem Guten und Großen, was geschieht, so pünctlich bestimmen können? — Dies heißt mit andern Worten: wenn der Prinz die Kleinheit der Seele hätte, fremdes Verdienst sich zueignen, mit fremden Federn sich schmücken zu wollen; würd' er zu fürchten haben, daß man diese fremden Federn sogleich erkennen, und grausam genug seyn würde, sie ihm auszurupfen? —

Wenigstens wird er klug thun, wenn er nicht das Gegentheil hofft. Der Zeitgenosse zwar mögte schweigen, und schmeichlerisch, statt des verdienstvollen Dieners, den verdienstlosen Prinzen bewundern; aber heimlich wird doch auch er schon wissen, wessen Kopf eigentlich die Gedanken und wessen Arm die Kraft zur Ausführung hergab; dieses auszubreiten, wird der Ehrgeiz der Hauptpersonen, oder die Geschwätzigkeit, Bewunderung, Gerechtigkeit der untergeordneten Mitwirker, schon sorgen: und so wird einst sicher die Nachwelt den Namen eines *Richelieu* oder *Türenne* lesen, wo ein *Ludewig der Dreizehnte* oder *der Vierzehnte* sich schmeicheln mogten, daſs der ihrige glänzen würde.

Nicht genug aber, daſs der gehoffte Ruhm der Regierung über die jugendli-

che Unthätigkeit verloren geht; es ist auch sehr zu fürchten, daſs Schande an seine Stelle trete. Die volle tiefe Unwissenheit, womit der Prinz seine Regierung antrat, war bei weitem das geringere Unglück; es hätte sich, bis auf einen gewissen Grad, wieder gut machen lassen, wenn nicht eben die Unthätigkeit, deren Folge diese Unwissenheit war, ihr so gerne noch eine Schwester gäbe: die Trägheit. Diese, wenn sie sich einmal in der Seele festgesetzt hat, nimmt ihr nach und nach alle ihre Spannkraft, ihr Leben; der Mensch kann sich für nichts mehr erwärmen, sich zu nichts mehr entschlieſsen; sein ganzer Wille ist wie ohnmächtig, wie todt. Man zeige ihm das höchste Glück oder das tiefste Unglück; er thut keinen Schritt mehr, um jenes zu erreichen, oder diesem aus dem Wege

zu gehen. — Wäre der Prinz nicht so äuſserst tief herunter, daſs er nur noch einiges Interesse an den Gegenständen der Berathschlagungen fände, daſs er auf die Vorträge achtete, die Gründe der gefaſsten Entschlieſsungen merkte: so würden denn doch am Ende gewisse Kenntnisse und Grundsätze sich in seinem Kopfe verbinden; er würde mitreden können, und man würde Unrecht haben, ihm durchaus allen Antheil an der Leitung der Geschäfte abzusprechen, ihn für einen bloſsen Schattenregenten, für eine Art von *Dalai Lama* zu halten. So aber ist seine ganze Seelenkraft schon viel zu abgespannt und zu schlaff, als daſs nicht jeder, wenn auch noch so deutliche oder so kurze, Vortrag ihm Überdruſs und Ekel erwecken sollte; er hat nur eben noch Aufmerksamkeit und Beurtheilung

genug, um zu finden, daſs er für die Regierungsgeschäfte schlechterdings nicht gemacht, und daſs von Allen, die sich zu den Berathschlagungen einfinden, gerade Er, der die Seele derselben seyn sollte, der Überflüssigste und Entbehrlichste ist. Diese Entdeckung, so sehr sie ihn beschämen und demüthigen müſste, ist für seine Trägheit Triumph; er sieht sich nun auch des letzten kleinen Zwangs überhoben, und kann mit voller Ruhe sich, der Länge nach, auf das Rosenbette des Müssigganges hinstrecken, von welchem sich wieder aufzurichten, er durch Wollüste zu geschwächt seyn wird, wie sehr auch endlich die Dornen des Überdrusses und der Langenweile ihn peinigen mögen. — Die Regierung geht indessen aus den Händen des Fürsten in die seiner Minister über; diese werden jetzt Herrn unter

dem Namen von Dienern, werden eine Art *Major domus*, wie sie ehemals die Fränkischen Könige hatten; Vormünder des geistesschwachen, unvermögenden Prinzen, dem sie Alles willigst abnehmen, was ihm zu schwer ist: Denken, Arbeiten, Befehlen; so daſs nun Er, der Überglückliche! weiter nichts zu thun hat, als daſs er sein Ja nickt und nach Herzens Wohlgefallen genieſst.

Man setze: ein bisher unabhängiger, unumschränkter Regent würde von übermüthigen Reichsräthen oder von unruhigen empörerischen Landständen so tief herabgesetzt, daſs ihm weiter nichts zu thun bliebe, als unter fremde Befehle seinen Namen zu schreiben, vielleicht auch nur die Züge seiner Hand zu einem Stempel ein-für allemal herzugeben; würde nicht die traurigste Wehklage erhoben,

nicht Himmel und Erde bewegt werden, um das Joch und die Schande einer solchen Abhängigkeit von sich abzuwälzen? Aber dieses Joch und diese Schande bereitet der Prinz, der seine Jugend in Unthätigkeit hinträumt, sich freiwillig selbst; er setzt sich einmal in die Nothwendigkeit, Führer zu haben, denen er bei jeder wichtigern Angelegenheit sich blindlings vertraue: und ob nun da diese Führer den einen oder den andern Namen tragen, ob sie Reichsräthe, Landstände, Minister heiſsen, das kömmt im Grunde auf Eins. Ja, für die Ehre des Prinzen ist das Letztere ohne Zweifel das Schlimmere; denn wenn er in den ersten beiden Verhältnissen gehorcht, so liegt die Schuld vielleicht bloſs an der einmaligen unabänderlichen Verfassung, oder an einem ungünstigen tyrannischen Schicksal; wenn

er

er in dem dritten gehorcht: so liegt sie ganz offenbar an ihm selbst, an seiner Geistes - oder Charakterschwäche, an seiner Unwissenheit, Blödsinnigkeit, Trägheit. — —

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen sehr merkwürdigen, von *Le Vaillant* beschriebnen, der einen ungeheuren Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt aufser ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwei hervorragenden Enden seines Kopfes beständig Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehn: so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinter drein; soll er sich tiefer herablassen: so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher

heraufsteigen; so berühren sie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben sie Pilotenfische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.

ZEITVERTREIBE.

Es ist wohl traurig, daſs oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daſs man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herabzusetzen.

»Was dünkt euch dazu, sagt das eine Volk, daſs unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?« — »Da mag ihm weniger heiſs, als dem unsrigen werden, erwiedert das andre; denn dessen ganze Lust ist, am Feuerheerde zu stehn und Pasteten zu backen.« — »Der unsrige, ruft ein drittes, ist ein ganz andrer Mann;

der fordert die Schlössermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloſs, oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er.«

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten *Mediceer*, sein ganzes Dasein im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forsten spukt, Feld und Wald mit seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Ärnten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen? Soll er unermeſsliche Summen am Spieltisch vergeuden; oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken?

Regieren, schreit man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es um das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beizubringen, das ist nun einmal versäumt. Zum Lernen, weiſs man, hatte der junge Prinz niemals Lust, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daſs der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geisttödtenden Indigestionen, und aus den trunknen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir einmal an Miethlinge verkauft seyn müssen; so soll er uns wenigstens nicht dem Vorwurfe aussetzen, daſs wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt; so wird gewiſs herauskommen, daſs der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein *Cäsar* und *Antonin*, selbst die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Ekel hatte? wenn noch jetzt der Angstschweiſs ihm vor die Stirne tritt, so bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder

Geschriebnes herablesen soll? wenn man schon aus dem Einzigen was er wohl schreiben muſs, aus seinem Namen sieht, daſs Schreiben seine Sache nun gar nicht ist: — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre? Oder sieht man denn nicht, daſs, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung schon weit weniger untauglich wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bei weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daſs doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniſs hat, das erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meisters, und ist ein großer ei-

friger Bewunderer der Italiänischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Grofsen zuweilen mitspielt. Man scheint die boshafte Absicht zu haben, sie vor lauter Langerweile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloſsen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füſsen um sich getreten haben.

Nein, Ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn Ihr einmal Be-

ruf dazu fühlt, vor eurer Drechselbank, eurem Heerde, und eurem Amboſs! Laſst euch durch das Geschrei von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens nichts besser verstehen, als Ihr euch auf eure Fürstenpflicht: zu regieren! Laſst euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune herausspotten, die uns um euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn Ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen für's Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn eure Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straſsburger, oder selbst als die Pariser, haben; wenn eure Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet Ihr aus eurer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig; — wir könnten

uns gar keine gnädigern, liebenswürdigern Fürsten wünschen, als wir, dem Himmel sei Dank! an euch haben.

MÜSSIGGANG.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X.. den Landesherrn mit einem äufserstsauren Gesichte und einer Eile vorbeijagen, dafs die Pferde stürzen mogten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was mufs er vorhaben, der Herr?

»Er? — Er ist müde, auf seinem Schlofs in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draufsen in seinem Belvedere zu gähnen.«

Das wär' es Alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

»Das ist's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat.«

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

»Anders niemals.«

Da müßten ja, dächt' ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

»Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen.«

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

»Nichts in der Welt.«

Man sollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeschäften — —

»Die besorgen die Räthe.«

Und bei der ansehnlichen Armee, die er hält — —

»Die besorgen die Generale.«

Und bei der vorfallenden vielen Correspondenz — —

»Die besorgen die Secretäre.«

Hm! Hm! — Aber sehn Sie doch! sehn Sie! Da ist er schon die ganze lange Straſse hinunter; da ist er schon drauſsen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müſste reiſsen. — Und daſs der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

»Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven.«

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

»Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich.«

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

»Prügel.« — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daſs Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daſs sie Blicke bis in ihr Innerstes werfen könnten; sie würden finden, daſs sie nur allzuhäufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund dieser Verachtung ist immer erkannter Mangel an Einsicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe.

SCHMEICHELEI.

Höfe sind der Lieblingssitz der Schmeichler: denn hier tragen die Bienen des Landes ihren Honig zusammen, und locken also natürlich auch die Raubbienen herbei. Hier sind Vergnügungen, Tafel, Ämter, Gnadengehalte, und wenn auch nicht Ehre, die freilich ein Jeder sich selbst verschaffen muſs, wenigstens der äuſsre Schimmer davon: Titel und Bänder, zu haben. —

So begreiflich es hieraus wird, daſs Schmeichler nach Höfen hinstreben; so unbegreiflich würde ihre dortige gute Aufnahme seyn, wenn man nicht aus so manchen Erfahrungen schon gelernt hätte, sich den Menschen als ein Gewebe von

Widersprüchen zu denken. — Was scheut man wohl an Höfen mehr, als das Lächerliche? Was ist seiner Natur nach lächerlicher, als eine schwachsinnige verblendete Eitelkeit? Was sollte man also eifriger, als jeden, auch den entferntesten Verdacht von Eitelkeit, zu vermeiden suchen? — Dennoch duldet man nicht nur, man liebt und belohnt den Schmeichler, der dadurch dafs er jeden Augenblick die Eitelkeit des Geschmeichelten aufdeckt, ihn jeden Augenblick dem Spott, wo nicht gar dem Mitleiden Preis giebt.

In gewissen bestimmtern Fällen ist es auch dem Blödsichtigern unverkennbar, dafs der Schmeichler nichts ist, als ein hämischer verkappter Spötter. Wenn er einem bekanntlich Feigen Lobsprüche über seinen unerschütterlichen Muth, einem notorischen Schwachkopfe über die Tiefe

sei-

seiner Einsichten vorsagt; wie kann man zweifeln, dafs er, bei aller Ernsthaftigkeit seines Äufsern, sich innerlich über den Leichtgläubigen lustig mache, der den lieblichen Weihrauchdampf sich mit einer Miene entgegenweht, als ob es ein ihm zukommendes Opfer wäre? —

Bis zu welchem Grade Eitelkeit steigen und wie sehr sie lächerlich machen könne, das sehen wir leider! an einer der verehrungswürdigsten Fürstinnen, an *Elisabet* von England. Wie konnte doch diese so kluge, hellsehende, mit so männlichen Tugenden begabte Königinn, von ihrer nie sehr blühenden, und im hohen Alter natürlicher Weise ganz verwelkten und eingeschrumpften Schönheit so stolze Begriffe hegen, dafs sie die unverkennbarsten Spöttereien ihrer Hofleute für ernstlichgemeinte Lobsprüche, für unwillkürli-

che Ausbrüche eines Gefühls, das sich durch keine Ehrfurcht wollte hemmen und einschränken lassen, für schuldige, ihren Reizen mit Recht gebührende Huldigungen aufnahm? Eine sechzigjährige Dame liefs sich ohne Errôthen, oder was hier noch eher zu erwarten war, ohne die lebhaftesten Äufserungen des Unwillens, mit den süfsen liebkosenden Namen einer Nymphe, eines Engels, einer Göttinn, einer Venus begrüfsen! Wer den grofsen Geist dieser unsterblichen Frau aus der Geschichte ihrer so langen und so glorreichen Regierung kennt, der fühlt sich, mitten in der Anwandlung des Lachens, von Unwillen ergriffen, wenn er die unglaublichtolle Erzählung hört, die *Heinrich Unton*, ihr gewesener Abgesandter in Frankreich, ihr von den Entzückungen macht, in welche *Heinrich*

der Vierte bei Erblickung ihres Bildnisses gerathen. Diese Entzückungen — man denke sich die Unverschämtheit des Schmeichlers! — erfolgen unmittelbar auf den Augenblick, da der König dem Gesandten seine ſchöne *Gabriele* vorgestellt hat: eine Dame, die sich damal in der vollen Blüthe der Jugend befand, während die gute *Elisabet* von der hohen Dekade, sechzig bis siebenzig, schon mehr als die Hälfte hinter sich hatte. Der König fragt den Gesandten, welchen Eindruck seine Gebieterinn auf ihn gemacht habe? und dieser weiſs davon nur wenig zu rühmen; er bekennt gerade heraus, daſs er so glücklich sei, ein weit schöneres Bild zu besitzen, und daſs gleichwohl dieses Bild die Vollkommenheit des Originals bei weitem noch nicht erreiche. Hiemit, wie man sich schon gedacht ha-

ben wird, zieht er das Bild seiner Monarchinn hervor, und *Heinrich* geräth in eine solche Begeistrung, daſs er es mehrmalen, so wie *Unton* es in der Hand hält — denn natürlicher Weise ist auch dieser verliebt, und kann sich von einem so kostbaren Besitzthume keinen Augenblick trennen — auf das innigste und ehrerbietigste küſst. Mag nun *Unton* sich gebährden, so übel er will: der König besteht durchaus auf das Bild, und einem Könige schlägt man so leicht nichts ab; *Unton* muſs Abschied davon nehmen, und es in den Händen *Heinrichs* lassen, der nun höhern Werth darauf setzt, als auf alle Reichthümer der Erde. — Ist uns nicht, wenn wir so unverschämte Lobsprüche ins Angesicht hören, als ob die Ungnade *Untons* völlig entschieden seyn müſste? als ob ihm für sein ganzes übri-

ges Leben der Hof müſste verboten werden? Aber davon sagt uns *Hume*, der diesen Beweis von *Elisabets* Schwachheit anführt, kein Wort; solche schmeichlerische *Untons* waren der eitlen alten Königinn eben recht, die in dem holden Wahn von Schönheit, welche der verrätherische Spiegel ihr täglich wankender machte, sich gar zu gern ein wenig nachgeholfen und unterstützt sah.

Essex, in seiner Wuth gegen die Königinn, bediente sich einst des unehrerbietigen Ausdrucks von ihr, daſs ihre Seele schon eben so verkrüppelt sei, als ihr Körper. *Elisabet*, die mit Feinden des Grafen umringt war, und der man Äuſserungen dieser Art auf das sorgfältigste zutrug, erhitzte sich darüber mit allem Recht; gleichwohl, wenn ein jäher Ausbruch des Zorns verzeihlicher, als eine

überlegte muthwillige Spötterei ist: so scheint es, hätte die Königinn sich weniger gegen *Essex*, und desto mehr gegen *Unton* erhitzen müssen. Aber so fest kann sich Eitelkeit in dem weiblichen — oder warum nur das schwächere Geschlecht hier nennen, da gewiſs das stärkere mit ihm theilt? — so fest sich in dem menschlichen Herzen setzen, daſs man den Klang, auch eines offenbar falschen Lobes, viel zu reizend und lieblich findet, um ihn unterbrechen oder auch nur dämpfen zu wollen; daſs man dem Schmeichler seinen unverkennbaren kleinen Eigennutz übersieht, selbst seine kleine Bosheit lieber nicht merkt, damit er nur gar nicht aufhöre zu loben. Eine halb ernste, lächelndstrafende Miene soll dann die Ehre der Selbstkenntniſs retten, und den Vorwurf der Eitelkeit ablehnen; aber das

Lächelnde dieser Miene beruhigt vollkommen über ihr Strafendes, und schwerlich wird der Schmeichler sich irren, wenn er auf nachfolgende thätige Beweise der erregten Zufriedenheit hofft. —

Feinere Schmeichler kennen das Schlüpfrige ihres Gewerbes, und kundschaften erst sorgfältig, wie weit ungefähr die Schwachheit desjenigen geht, den sie sich verbindlich zu machen wünschen. Bei kältern, scharfsichtigern Personen sind sie äußerst auf ihrer Hut, daſs ihr Lob ja nicht Spott, sondern reiner Erguſs des Herzens, oder allenfalls gutmüthige Einfalt scheine; aber auch ihrer Seits sind es diese Personen nicht minder, daſs ja der Schmeichler keinen Vortheil über sie gewinne, sie ja nicht ihrer Eitelkeit oder ihrer Einfalt wegen verlachen könne.

Krisson aus Himera, erzählt uns *Plu-*

tarch, liefs den *Alexander* im Laufen vor sich hinkommen; aber so sichtbar mit Fleifs, dafs *Alexander* es merkte, und ihn mit seiner Ungnade bestrafte. Die Ursache dieser Ungnade bedarf wohl keiner Entwicklung. Dieser Elende, dachte der König, hält mich entweder für den eitlen Thoren, der sich eines ihm fälschlich beigelegten Vorzuges freut, weil er doch in den Augen des Einfältigen Ehre dadurch erlangt; oder er hält mich selbst für den Einfältigen, der zwischen Wahrheit und Betrug keinen Unterschied kennt, und dem man eins für das andre, ohne Furcht der Entdeckung, aufheften kann. Ich mufs ihm seinen Triumph doch ein wenig verbittern; ich mufs ihm selbst Verachtung zeigen, um vor seiner Verachtung mich zu verwahren. —

Ob es feste, untrügliche Merkmaale

gebe, durch welche wahres gefühltes Lob von falschem erheucheltem Lobe sich unterscheiden lasse? diese Frage zu beantworten, ist schwer; aber zum Glück ist sie auch für die Ausübung nur wenig wichtig. Es giebt ein ganz andres, in jedem Falle untrügliches Mittel, allem Lächerlichen, welches Schmeicheleien uns zuziehen können, aus dem Wege zu gehen; dieses: daſs wir überhaupt keinen Werth auf Lobsprüche setzen, daſs wir jedem, der den Päan auf unsere Vortrefflichkeiten anhebt, eine gleichgültige, oder nach Beschaffenheit der Umstände, eine verächtliche, eine unwillige Miene zeigen; daſs wir selbst da, wo unser eignes Urtheil mit dem seinigen zusammentrifft, ihm die Mühe, uns mit uns selbst bekannt zu machen, ersparen. Ein weiser Mann wird immer ungefähr wissen, wie viel er

von sich zu halten hat, ohne daſs er des Lichtes fremder Einsicht dazu bedürfte; und wenn er sich auch ein wenig unter seinem Werthe schätzt, so ist ihm das zu seinem Wachsthum im Guten weit ersprieſslicher, als wenn er den Begriff von seinen Vollkommenheiten zu hoch spannt. *Karl der Fünfte* von Frankreich, der die gröſsten Lobsprüche verdiente, hörte nie ein Lob ohne Widerwillen; »er hegte, sagt *Mezerai*, die tiefste Verachtung dagegen, weil Niederträchtige von jeher es den schlechtesten Fürsten so gut, als den besten, ertheilt haben.« Wie wahr dieses Urtheil sei, kann die einzige Römische Geschichte durch die ungeheuren Lobsprüche zeugen, die der Senat von Rom an seine *Cäsarn*, die verderbtesten und nichtswürdigsten aller Menschen, wegwarf.

So viel indessen scheint doch unläugbar, daſs aufrichtiges Lob eines gewiſs verständigen, gewiſs uneingenommenen Mannes, wo es wahre, wesentliche Vorzüge betrifft, auch dem Weisesten und dem am wenigsten Eitlen, ein süſser Wohllaut, eine erquickende Harmonie ist; und daſs Verachtung alles Lobes, auch von dem Selbstlobenswürdigen, einen Stolz auf eigene Einsicht, ein Vorurtheil für eigene Gröſse verräth, wie sich wohl schwerlich mit echter Weisheit und echter Charaktergüte vertragen mögte. Jedem, der nach Vollkommenheit hinstrebt, muſs die Kenntniſs der Stufe wichtig seyn, auf welcher er hält; muſs die Überzeugung wichtig seyn, daſs er sich von seinem Ziel nicht entferne, sondern ihm näher rücke; muſs also, bei dem Mangel eines untrüglichen Maaſsstabes, die Über-

einstimmung fremder Urtheile mit seinem eigenen wichtig seyn, sobald nur jene fremden Urtheile, in Rücksicht auf Kopf und Herz der Urheber, ohne Verdacht sind. Am meisten muſs es erfreuen, durch ein solches verdachtloses Urtheil sich auf einer höhern Stufe zu finden, als worauf man selbst sich zu glauben wagte. — Aber eben dieses, das Verdachtlose, ohne welches doch aller Werth, alles Erfreuliche des Lobes hinwegfällt, ist der dunkle schwierige Punkt, den oft kaum der Mann in geringerm Stande, und wie viel seltner der im höchsten, sich aufhellen und festsetzen kann. Das sicherste, geprüfteste Kennzeichen, nicht zwar von der Einsicht, aber doch von der Aufrichtigkeit des Lobenden, wäre wohl das, welches jener König von Sparta dafür erkannte: daſs der welcher unser Gutes lobt, auch

das Herz haben müsse, unser Böses zu tadeln. Aber wie viele giebts unter den Fürsten der *Agesilaus*, die Tadel ertragen könnten? oder unter den Dienern der *Cyneas*, die Fehler und Schwachheiten an ihren Gebietern zu rügen wagten?

Gleichwohl, wenn nur die Gränze der Ehrerbietung nicht überschritten wird, und der Tadel nur eben so frei von Muthwillen als von Bitterkeit ist; wie viel mehr wahre Anhänglichkeit, wahre Achtung läſst sich aus ihm, als aus allen Kriechereien des Schmeichlers, schlieſsen! Entweder zeigt der Tadler eine ängstliche oder eine gesetzte Miene; entweder scheint ihm bange, daſs dem Fürsten seine Freimüthigkeit miſsfallen und ihm die Ungnade desselben zuziehen werde, oder er scheint über diesen Punkt so ruhig, als ob er auch nicht die Möglichkeit da-

von dächte. In dem erstern Falle, wie viel Treue und Liebe; in dem zweiten, wie viel Achtung und Zutrauen beweist der Tadler! Das eine mal will er lieber sich selbst um dasjenige bringen, was nach gemeiner Denkungsart dem Hofmanne das Höchste und Begehrungswürdigste ist, um die Gnade des Prinzen, als auf dem Charakter desselben einen Flecken dulden, als ihn ruhig eine Handlung begehen lassen, die seinem Glück und seiner Ehre nachtheilig werden könnte. Das andre mal schätzt er den Prinzen über die Schwachheit gemeiner Seelen erhaben; er setzt ihn, mit voller Zuversicht, unter die Zahl der Edlen, die einem Freunde Dank wissen, der sie aufmerksam auf ihre Schwachheiten macht, weil eben das sie in den Stand setzt, dem Ziele welches sie unverrückt im Auge ha-

ben, der Vortrefflichkeit, näher zu kommen. Kann der Prinz, wenn er einigermaſsen nachdenkt, in dem einen oder dem andern dieser Fälle sich beleidiget finden? Kann er dem Furchtsamen die Selbstverläugnung der Liebe; dem Zuversichtlichen die hohe Achtung verübeln, womit ihn dieser den edelgesinntesten, vortrefflichsten Menschen beizählt? Höchstens mögte der Erstere ihm eben darum miſsfallen können, weil aus seiner Ängstlichkeit der Verdacht hervorscheint, daſs der Prinz mehr eitel als gut sei, mehr die Schmeichelei als die Wahrheit liebe; aber wie der Letztere mit seinem unbefangenen Blick, seinem offnen Zutrauen zu dem Seelenadel des Prinzen, ihn mehr als einen Augenblick verwirren, ihn wirklich aufbringen und beleidigen könne: das ist nur dann begreiflich, wenn man

ihn eines solchen Zutrauens für unwürdig, wenigstens seine Beurtheilungsgabe für nicht die feinste erklärt. Er würde sonst einsehen müssen, dafs auch der glattzüngigste Schmeichler, mit den ausgesuchtesten Wendungen, ihm unmöglich etwas Feiners, etwas wahrhaft Verbindlichers sagen könne, als der edelfreimüthige Mann ihm eben dadurch sagt, dafs er ihn tadelt.

NACH-

NACHRUHM.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hängen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere, schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Übrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauren; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben

gebaut hat, soll die Ehrensäule noch dastehn.

Es hilft nichts, daſs man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniſs gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzükken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdaurenden Zusammenhangs mit dem Erdenleben; oder er giebt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, liest Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, mögte man ausrufen: Prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weisst du, sind gerne Lügner; und der gröste Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiss macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unpartheiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die

Weisesten und die Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unpartheiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mufst du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dies Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offnen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sei wahrhaft rühmwerth; und meinst

du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Reine volle Unparteilichkeit giebt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laſs ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden: und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt itzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daſs er es weiſs, daſs er es will; hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, Ihr Fürsten, den Ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt Ihr; aber wo ist an eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie euch verbürgte?

SITTENWERTH.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Grosse Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, dass wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in grösserer Reinheit, in grösserer Fülle stralen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch itzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser andre war ein musterhafter Staatswirth,

der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleifs, mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornmuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldnes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, *Scipio*, *Lucull*, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: dafs dem Einen seine Liebe zum Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm grofser Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sei, giebt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und dafs man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mifsverstehe, nicht einseitig blofs das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre grofse Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunst-

fleifs, Handel, zu einer Höhe, wie noch Keiner seiner Vorgänger, getrieben: äuſserst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordnen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigern Ständen, zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaftgroſsen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seyn; und da man dies in dem, worin er wirklich groſs war, nicht konn-

te, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könnte, das haben ältere und neuere Beispiele nur zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelt, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaftedler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch Anfangs nur äuſsre Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigne ehrwürdige Beispiel des Fürsten,

die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßste, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoſs, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch

dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiss; und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Krämpfen, mit wie gräfslichen Symptomen? erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren? sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen und unter lauten Lobgesängen es mit Lorbeer bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorbeer versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber

wir werden Cypressen in diesen Lorbeer flechten, werden trauren, daſs so groſsen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen muſste, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Foderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, auſser der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu Gute kommen? Freilich, einem *Cäsar Borgia*, einem *Karl dem Schlimmen* von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es giebt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden,

worin gerade die fühlendsten Herzen, die feinsten wohlwollendsten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum nicht sie allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Übrigen weise, tugendhaft, edel; ob sie nicht die treuesten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so großen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der bloße, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerem Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann,

der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterinn gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle Anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflan-

pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterinn zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Üppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurückgesetzt werden müſsten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunklen Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammenzuhäufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und

deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte; und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechendsten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halbgeäusserten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der Anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen, verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Dass man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, dass

sie sich alle zerstreuen werden. Man löst den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach aufsen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des an-

dern unsäglichen Übels zu erwähnen, wovon das gröſste die Nachbildung der Jugend nach dem elterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleudrung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Übel; das unendlich gröſsere ist, daſs man, um diesem Ruine auszuweichen und die einmal angefangene Lebensart, sei es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniſs verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug,

Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt itzt nur noch an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daſs man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreiſsung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon unter dem Volke Wurzel faſst, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und

da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, sagt man vielleicht, muſs denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häſslichkeit vor der

Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaſster, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet würden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen: so muſs der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muſs das Laster nicht bloſs zittern sich ihm zu nähern, es muſs auch erröthen; so muſs das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegenzureden oder zu knirschen: es muſs sich gedrungen fühlen, sein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

VORSICHT.

Theodos der Jüngere, Griechischer Kaiser, bestieg den Thron, als ein Kind von acht Jahren. Die Geschäfte des Reichs verwaltete seine Schwester *Pulcheria*, eine Dame, deren Geist und Charakter sie dieser hohen Bestimmung würdig machten. —

Als Kind, hatte *Theodos* die Schriften, die ihm seine Staatsdiener vorlegten, unterzeichnet, ohne nach ihrem Inhalt zu fragen; als Mann, behielt er diese üble Gewohnheit bei. *Pulcheria* suchte ihn auf die Gefahr, worin ihn seine Sorglosigkeit stürzen könnte, aufmerksam zu machen; aber ihr Warnen blieb fruchtlos,

bis sie ihm endlich die Wirklichkeit dieser Gefahr überzeugend vor Augen legte.

Theodos hatte sich, eben auf Anrathen *Pulcheriens*, mit einer sehr reizenden jungen Griechinn vermählt, die in der Taufe den Namen *Athenais* gegen den Namen *Eudòcia* verwechselt hatte, und die er mit Leidenschaft liebte. Einst, als *Eudocia* ihrer Schwägerinn einen Besuch gab, kündigte diese ihr an, dafs es ihr nicht erlaubt seyn würde zu ihrem Gemahl zurückzukehren, sondern dafs sie bei ihr, als ihrer künftigen Gebieterinn, bleiben müfste. *Eudocia*, wie man denken kann, hielt das für Scherz; aber *Pulcheria* nahm es so sehr im Ernst, dafs endlich der Kaiser selbst kommen mufste, um seine Gemahlinn zurückzufordern. — »Deine Gemahlinn?« fagte *Pulcheria*. »Erkennst du eine Person, die in meinen

Diensten und meine Leibeigene ist, für deine Gemahlinn? Du hast ja allen deinen Ansprüchen auf sie entsagt; ich habe ja die Urkunde darüber, von dir selbst unterzeichnet, in Händen.« — »Welche Urkunde?« rief *Theodos.* — Und in diesem Augenblick legte ihm *Pulcheria* seine eigenhändige Unterschrift einer Schenkungsacte vor, die sie die Geschicklichkeit gehabt hatte; unter andre, von ihm zu unterzeichnende, Staatsschriften zu mischen. Dieser Kunstgriff that Wirkung; *Theodos* sah das Gefährliche seiner Nachlässigkeit ein, und gab *Pulcherien* sein heiliges Wort, künftig vorsichtiger zu verfahren. —

Ob wohl auch heutiges Tages noch *Theodose* leben, denen man eine Schwester, wie *Pulcheria*, wünschen mögte?

BESCHEIDENHEIT.

Es ist schön, einen Mann zu erblicken, der in niedrigerm Stande geboren, von Glücksgütern entblöfst, vielleicht durch Schicksale heruntergekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, sein Antheil an den allgemeinen Menschenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, also gröfserer Fehler wäre, sich in keiner seiner Handlungen wegwirft.

Es ist noch schöner, einen Edlen zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienste emporgehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen bescheidnen Ge-

brauch macht, auf keinen seiner Mitmenschen verachtend herabblickt, keinen durch sein Ansehen beschränkt, und ohne sich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, also gröſserer Fehler wäre, überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Ärmern und Niedrigern gleichsetzt.

Auf unsre Achtung haben Beide, der im Unglück nicht Kleinmüthige, der im Glück nicht Übermüthige, Anspruch; aber Liebe erwirbt sich der Letztere, wenn nicht ausschlieſsend, doch mehr. Sie zeigen Beide Gefühl von dem Werthe der Menschheit, und Schätzung der Rechte derselben: und dieses ist uns lieb, wo wir es finden; aber der Eine schätzt diese Rechte in sich selbst, der Andre in uns: und dieser Unterschied ist für das Herz von Bedeutung. So sehr es auch

bloſse Pflicht ist, seine Vortheile nicht zum Nachtheile Anderer zu gebrauchen, als wozu keine Befugniſs sich denken läſst; so nimmt man doch nur zu gern, wegen der Seltenheit einer so bescheidnen und gemäſsigten Denkungsart, die Erfüllung dieser Pflicht für Verdienst.

An Personen des höchsten Standes, an Fürsten, ist Bescheidenheit um so liebenswürdiger, je erhabner ihre Vorzüge sind, und um so schätzbarer, je weniger man Mittel hätte, sie beim Miſsbrauch dieser Vorzüge in Schranken zu halten. Einmal ist ihr Ansehen jedermann heilig: dem Einfältigen, weil er es fürchtet; dem Klugen, weil er es achtet. Und wenn also Fürsten vergessen, daſs nicht sie allein an die Menschen Forderungen haben, sondern auch die Menschen an sie; wenn sie sich Freiheiten erlauben, die

gewiſs kein Huldigungseid ihnen gab, weil zum Ertragen von Beleidigungen und Unarten keine Verpflichtung Statt finden kann; wenn sie, zum Beispiel, Höflichkeitsbezeugungen mit kaltem oder verachtendem oder gar keinem Blicke erwiedern; unbekümmert um Vergnügen, Bequemlichkeit, Gesundheit der Mitmenschen, nichts als ihr eignes Geluste zu Rathe ziehen; durch volkreiche Straſsen mit einer Wildheit sprengen oder jagen, daſs Kind und Greis nicht wissen, wie sie sich retten sollen; zahlreiche Versammlungen, mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ein Werk der Kunst, durch das Geräusch ihrer verspäteten Ankunft, durch Gespräch und Gelächter, ohne Scheu unterbrechen; kalt und stolz über Männer hinsehn, denen ihr Verdienst gerechte Ansprüche auf ihre Hoch-

achtung, vielleicht auf ihre Dankbarkeit giebt; Personen, die in nichts ihnen zu nahe traten, mit Gebehrden, wohl gar mit Spottreden necken, und was der ähnlichen, vielleicht noch gröſsern, Unarten mehr sind: wie soll man da die Fehler in ihrer Erziehung gut machen und ihren Sittenmangel verbessern? wie sie von ihren ungebührlichen Anmaſsungen, und den überspannten oder vielmehr völlig falschen Begriffen von ihrer Hoheit, bis zur billigen, bis zur schuldigen Achtung gegen ihre Mitmenschen herunterstimmen? — Man sage nur nicht, daſs zu unsern Zeiten Aufklärung und Sittenverfeinerung solche Spuren ehemaliger Barbarei längst vertilgt haben; das Wahre mögte nur seyn, daſs sie diese Spuren längst vertilgt haben sollten.

Indessen, wo er sich zeigt, so ein

Prinz, der sich des hellern gebildetern Zeitalters würdig beträgt; der bei allem Bewuſstseyn seiner eigenen Rechte nicht vergiſst, daſs auch andre Menschen die ihrigen haben, und daſs kein feiner, geschweige denn ein edler Mann diese Rechte muſs verkennen, oder beeinträchtigen wollen: — er wird ein Gegenstand allgemeiner Liebe, allgemeiner Verehrung; er verliert an seiner Hoheit durch die freiwillige Beschränkung, die er ihr giebt, so wenig, daſs er vielmehr unendlich an ihr gewinnt. Und, in der That! wenn Verstand und Güte, die sich beide in Bescheidenheit vereinigen, herabwürdigen sollten; so müſsten Rohheit und Fühllosigkeit, die im Begriff der Barbarei zusammentreffen, erheben und verherrlichen können. Aber Barbarei, wo sie nicht Verachtung oder Mitleiden erweckt, da

kann sie nur Grauen und Abschen erwekken; Bewunderung, Hochachtung, Verehrung mischen sich nie, so wenig als Liebe, in ihr Gefolge.

Die schönste Wirkung thut Bescheidenheit an einem aufblühenden fürstlichen Jüngling: nicht, weil überhaupt der Reiz der Jugend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmender macht, oder weil gerade diesem Alter, wo der Mensch noch so wenig ist und Alles erst werden soll, Bescheidenheit so vorzüglich ziemt, oder weil wir den Verstand und die Mäſsigung, die sich in dieser Tugend ankündigen, eher vom reifern als vom jugendlichen Alter erwartet hätten; sondern vor Allem: weil wir dabei in die Zukunft so erfreuliche Blicke werfen; weil wir urtheilen, daſs der mit so hohen Rechten geborne und mit diesen Rechten so we-

nig sich brüstende Jüngling schon den Werth des Verdienstes kennen muſs, und daſs er, unzufrieden mit Vorzügen, die ihm ein blindes Schicksal zuwarf, alle seine Kräfte aufbieten wird, sich wesentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. — Wenn er bei Hoffesten, so gerne und doch so blöde, sich den groſsen verdienstvollen Männern naht, die ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichet haben; wenn er durch aufmerksames stilles Zuhören bei ihren Reden, durch schamhafte Verlegenheit bei ihren Ehrfurchtsbezeugungen, durch jeden ihm möglichen Ausdruck seiner innigen Achtung, das Miſsverhältniſs scheint gut machen zu wollen, daſs Greise sich vor einem Jünglinge beugen, und diejenigen Ehrfurcht beweisen, die mit so vielem Rechte Ehrfurcht zu fordern hätten: welche groſse, herzerhe-

bende Hoffnungen muſs das geben! — Dieser Jüngling, sagen wir dann uns selbst, wird seiner Hoheit nicht eher froh werden können, als bis er gestrebt hat, ihrer würdig zu seyn; er wird das Verdienst, das er so sehr in Andern ehrt, in sich selbst hinüberpflanzen, wird das Vergnügen der Menschheit, der Stolz seines Vaterlandes, die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung von allen eitlen Vergnügungen hinzukömmt, Widerwille gegen Alles was Pracht heiſst, was Aufsehen macht, edle Gleichsetzung in jedem Verhältniſs, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Mensch unter Mitmenschen erscheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edlen, und was mit dieser Achtung verbunden ist, Fleiſs, Anständigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit — —

Doch genug dieser Züge! Das Gemälde will Bildniſs werden; und Schmeichelei sei, bis auf den schwächsten Schimmer, von diesen Blättern entfernt! Lieber in's Innre des Herzens die Freude zurückgerufen, daſs ein so schöner Fürsten-Charakter nicht Traum blieb; daſs alle Welt Zeuge ist, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens seinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling, durch seinen Ernst, seine stille Bescheidenheit, seine fast beispiellose Sitteneinfalt, so gerechte Erwartungen gab!

RACHE.

Die schönste Antwort auf Verläumdungen ist, daſs man sie stillschweigend verachtet. Aber um diese Antwort zu geben, muſs in der eignen Seele des Verläumdeten und in den Seelen seiner Mitbürger der Werth desselben so anerkannt seyn, als es in Athen der Werth eines *Sokrates* war. Ein solcher Edler darf sich dann nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloſser Anblick wird seine Schutzrede; der Spötter, statt daſs er *ihn* sollte zu Schanden machen, wird selbst zu Schanden.

Scipio der Afrikaner ward, auf Anstiften des ältern *Cato*, von den Tribunen des Volks vor Gericht gefordert. Er

sollte Rechnung von dem aus Asien mitgebrachten Raube ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit *Antiochus* den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade ein Jahrestag der grofsen Hauptschlacht bei Zama. *Scipio*, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so rifs er sie mit Verachtung in Stücken. »Was stehen wir, rief er, und verderben hier mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist *Hannibal* geschlagen und Karthago gedemüthiget worden. Mir nach, Ihr Römer! Dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsre Gelübde.« — Mit diesen Worten stand, vor den Augen aller

Mitbürger, das Verdienst des Mannes in voller Herrlichkeit da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum, die Lictoren selbst, strömte hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen so schönen, glorreichen Triumph hatte nie ein Römer gefeiert. —

Dieses kalte ruhige Nichtachten der Verläumdung, das schon bei dem unbedeutenden Privatmanne, wie *Sokrates*, oder bei dem zwar groſsen, aber doch abhängigen Bürger, wie *Scipio*, eine so schöne Wirkung thut, thut diese Wirkung gedoppelt bei einem Fürsten, dem es nur Ein Wort, Einen Wink kosten würde, um seinen Feind zu vernichten. Wir bewundern hier, auſser dem edlen stillen Selbstbewuſstseyn, noch die groſsmüthige

Entfernung von aller Rachgier; wir ehren diese Richtigkeit des Verstandes, lieben diese Milde der Denkart, womit der Fürst die Verachtung, die immer so sicher dem Verläumder folgt, seine ganze Strafe seyn läſst. — *Theodos* der Groſse durfte, um seine Rache zu kühlen, nicht einmal ein Rachgieriger scheinen; das Gesetz bestand, welches Jeden der sich an der Majestät des Kaisers vergreifen würde, mit dem Tode bedrohte, und so durfte er Ankläger und Richter nur machen lassen, ohne sich persönlich hineinzumischen; aber gut und groſs, wie er war, gab er die schöne Verordnung: daſs man hämische Angriffe auf seine Person, sie mögten nun Leichtsinn oder Einfalt oder Bosheit zum Grunde haben, keiner Aufmerksamkeit würdigen sollte. »Denn Leichtsinn, sagte er, verdient sonst nichts, als verachtet; Ein-

falt verdient bemitleidet zu werden, und ohnmächtiger Bosheit muſs man verzeihen können.« —

Bei verdientem gerechtem Tadel wird Verachtung, wenn sie nicht bloſs scheinbar ist, ganz das Gegentheil von dem, was sie bei Verläumdungen war; sie wird aus Ehre zur Schande. Sie kündigt uns hier ein abgestumpftes, erstorbenes Ehrgefühl, eine Seele ohne Scham, und also nicht allein ohne Tugend, sondern auch ohne den Keim von Tugend; kurz, einen Charakter an, der mehr als Unwillen und Haſs, der zugleich jene äuſserstwidrige Empfindung erregt, die man den sittlichen Ekel nennen mögte. Einen solchen Charakter sich auf dem Throne zu denken, macht schaudern. Wo noch irgend Anlage zur Tugend seyn soll, da muſs ein gerechter Tadel die Seele schmerzen, und

mufs es um desto mehr, je wichtiger und bedeutender die Fehler sind, die er unsern Mitmenschen aufdeckt. Nur ist es freilich eine ganz falsche Wirkung dieses Schmerzens, wenn er uns mehr zur Rache und zur Verfolgung, als zu dem Bestreben, unsre Fehler zu verbessern und sie in die entgegengesetzten Tugenden zu verwandeln, antreibt. Jene Empfindungen zu ersticken, sollte uns nicht blofs die Weisheit, sollte uns schon die Klugheit lehren; denn sich ihnen überlassen, heifst, den Tadel bestätigen, der sonst vielleicht für eine boshafte Erdichtung gegolten hätte. Aus einer zu grofsen Empfindlichkeit gegen Vorwürfe schliefst man eben so gerne auf Schuld, als aus ihrer ruhigen Verachtung auf Unschuld. Und gesetzt, die Richtigkeit des Tadels wäre zu offenbar, um abgeläugnet zu werden;

welche Wirkung, glaubt man, wird die Befriedigung unsrer Rachgier wohl eher haben; die: daſs sie das Andenken an unsre Fehler vertilgt, oder daſs sie es den Gemüthern noch tiefer einprägt? daſs sie das Verzeichniſs unsrer Untugenden abkürzt, oder daſs sie es um eine neue, vielleicht gröſsre, verlängert?

Fürsten haben noch einen Bewegungsgrund mehr, warum sie sich der Rache enthalten müssen; diesen: daſs für sie die Rache zu leicht ist. Der Geringere, wenn er seinem Beleidiger unter die Augen tritt, zeigt denn doch wenigstens Muth, und Muth gilt für Tugend; aber was für Muth gehört bei einem Fürsten dazu, mit dem Gewicht seiner Macht über einen Ohnmächtigen herzustürzen, dem jedes Mittel, ihm zu widerstehen, versagt ist? Mag er, wenn er das anders

kann und es ihm der Mühe werth scheint, Witz mit Witz, Spott mit Spott; aber nie muſs er Reden mit Thaten, nie freimüthige Wahrheit mit Ketten und mit Banden erwiedern. Die einzige Rache, die seiner Gröſse ansteht, und die den schönen Vortheil gewährt, einen Schleier über alle seine Fehler zu werfen, ist die, welche jener Papst wollte genommen wissen, da er, nach Lesung einer bittern Schmähschrift gegen den Römischen Hof, zu den Inquisitoren sagte: »Das ist ein verwegner Mensch, dieser Verfasser! Wir müssen uns an ihm rächen und ihn öffentlich zum Lügner machen. Wir müssen uns bessern.«

Die weiteste Abweichung von der Gesinnung eines *Theodos*, und also zugleich von Ehre und Edelmuth ist, wenn ein Fürst, nicht zufrieden, offenbar geworden

Feinde seiner Ehre zu züchtigen, auf Entdeckung geheimer, versteckter Feinde ausgeht; wenn er Späher, Auflaurer, Horcher in Dienst nimmt, die an allen öffentlichen Örtern, oft auch in Kammern und Winkeln lauschen müssen, ob sich nicht irgend ein Verächter seiner Person, ein Tadler seiner Handlungen findet. Offenbar können es nur die kleinsten, schwächsten Seelen seyn, die sich zu so niedrigen Maſsregeln, zu so ehrlosen Kunstgriffen herunterlassen. Der edle Mann, je inniger er seiner Güte und seines Werths sich bewuſst ist, desto unbekümmerter ist er um fremdes Urtheil; der tapfre Mann, je kraftvoller und je muthiger er sich fühlt, desto weniger forscht er mit Angstlichkeit nach Gefahren; der kluge Mann, je lieber er seinen guten Namen und seine Ruhe hat, desto min-

der sucht er zu reizen und zu erbittern. Aber was könnte wohl mehr erbittern, als wenn man überall wohin man tritt, sich mit Schlingen und Fallstricken umgeben findet; wenn man in jeder Gesellschaft, oft auch in engern, gewähltern Kreisen, ja wohl gar bis in's Innre seiner Gemächer, sich belauscht, beobachtet, verrathen merkt; wenn man alles Zutrauen, vielleicht auch zu den nächsten Anverwandten, zu den ehemaligen besten Freunden aufgeben soll? Ein traurigers, ängstlichers, und also empörenders Leben läſst sich nicht denken, als in Rom das Leben unter einem *Tiber* war.

Und wenn er nun recht glücklich in seinen Bemühungen ist, dieser argwöhnische Späher, so daſs er der kränkenden, beklemmenden, oft wohl nur boshaft erdachten Entdeckungen zu ganzen tausen-

den macht: was soll denn der Erfolg, der endliche Nutzen dieser Entdeckungen werden? Will er Gericht halten lassen, um an den Unglücklichen Rache zu nehmen, und sie an Freiheit, Ehre, Gütern, Leben zu strafen? Oder will er sich in aller Stille vor seinen Feinden verwahren, und über Mittel nachgrübeln, wodurch er die Gefahr, die er in ihrer Gesinnung erblickt, von sich abwenden kann? — Wie verhaſst wird ihn in dem einen Falle seine tyrannische Grausamkeit; wie unglücklich in dem andern seine stete Furcht und Bangigkeit machen! — Oder will er vielleicht keines von beidem, sondern bloſs das süſse Vergnügen schmecken, auf seine eigene Hand sich recht innig zu ärgern, und aus voller Kraft der Seele, aber ganz im Verborgnen, zu hassen?

Da dies Letztere, wie es scheint, ein

nicht denkbarer, ein unmöglicher Zweck ist; so darf man es wohl sicher für Lüge nehmen, daſs neben einander wohnende, verwandte Fürstenhäuser sich, eines im andern, unter Dienern und Tafelgästen geheime Auflaurer halten sollen, die nicht allein Urtheile, Einfälle, Lächerlichkeiten — wovon die letztern, wie man sagt, immer das Willkommenste und Gesuchteste sind — sondern ganz vorzüglich alle auf sie selbst Bezug habende Reden, alle gehässigen oder spöttischen Bemerkungen über ihre Personen und Handlungen, sich merken und ihnen zutragen müssen. Zum Ausbruche des Zorns, auſser etwa in verdeckten Ausfällen und entfernten Anspielungen, würd' es unter solchen Häusern doch schwerlich kommen; und so wäre der ganze Gewinn: daſs man immer Stoff zu Verdruſs und übler Laune in Vorrath hielte,

hielte, sich mit jeder Zwischenträgerei immer herzlicher feind würde, und nebenher seine ganze Sittlichkeit von Grund aus zerstörte, indem bei aller geheimen Wuth das Schmeicheln und Loben, das Umarmen und Gefälligkeiten - Erweisen doch seinen Gang gehen würde. — Dieselbige Verläumdung, die zur Unterhaltung der Leichtgläubigen dieses Mährchen erfand, hat denn auch noch hinzugesetzt: daſs Familientafeln, wie man sie an Höfen nennt, oft nur deswegen so langweilig, gesprächarm und freudenlos seyn sollen, weil Alles gegen einander durch Schleicher und Ohrenbläser bitter verhetzt ist, und Jeder Jeden, trotz aller erkünstelten Freundlichkeit, auf das vollkommenste haſst, fürchtet, verabscheut.

SICHERHEIT.

Nur zu oft mogten Fürsten, in dieser letzten aufrührerischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mogten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rheinstrom zu wälzen? Der verderblichen Dünste, die es nähren können, giebt es auch hier; und wie, wenn es näher zöge, um mit aller seiner Wuth auch über den vaterländischen Fluren zu donnern?

Das Rathsamste bei dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daſs man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahl spielte, sondern dem fürch-

terlichen Phänomen, um es von seinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menschen in der sittlichen Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Dafs es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdaurendem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muſs es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die meisten übrigen Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit an gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechendsten rührendsten Beweise gegeben; aber am Ende freilich hat auch das taubenartigste Geschöpf seine Galle: und zu sehr oder zu lange gereizt, geängstigt, gemartert, braucht es,

instinctmäfsig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faſste, als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinausrisse, und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sklavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärtern, zum Nachdenken erwachten, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bei grausamen Mitteln gewiſs auch gleich gewagt, würde das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegenzuarbeiten, und dadurch daſs man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sklavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daſs sie nur verhaſster und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daſs man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man denn lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockner lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daſs man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läſst sich nichts von Verschlechtrung erwarten: so versuche man es mit Verbeſsrung; will die einmal angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen: so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der

Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daſs er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherschweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie Niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge

zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaftlich Lasten zu tragen, nur mäſsige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünschte; das hieſse, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biete sich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sei in der eignen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sei von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daſs ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegen-

nehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daſs es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes wüstes, finstres Chaos giebt es solcher Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampf sich entwickeln mögte. Möglich immer, daſs es ein besserer, aber auch eben so möglich, daſs es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte ein Volk es wagen, und den ganzen lan-

gen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser guter Fürst ihm giebt, Entschliessungen fassen, wie sie nur die äusserste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, das einen so gemäsigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiss wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der Prinz, der mitten unter den jetzigen Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen mögte — ruhig, nicht wegen der Rasereien fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung des eignen — versuche er's, sich wahrhaft

weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eignen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks; suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtre er durch Beschränkung der eignen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehen der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sei er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit unwürdige Fessel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Übrigen zuläſst; befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne

wahre, einleuchtende, vom eignen Besten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um Alles zusammenzufassen, zeige er in jeder seiner Handlungen, Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn: er wird inne werden, daſs, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläſst; daſs, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudre er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen und seine Tugend das Ansehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haſs: freie, edle, groſsmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens

müssen alle jene Wohlthaten scheinen; und dann laſs immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Über diese Gränzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Scepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; so muſs einem so groſsen fürstlichen Verdienste unausbleiblich Verehrung, tiefe, dankbare Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daſs sie Anbetung werde — und das wird sie, wenn sie sich innig mit Liebe mischt —: so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regententugenden noch die: daſs er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und

Achtung beweise; daſs er den Zutritt zu sich Jedem offen lasse, dem Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt; daſs, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauren geschehe; daſs er Liebesbeweise des Volks freudigdankbar erwiedre, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohem Verdienst, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgiebt die Sicherheit eines Gottes.